

aviso

2|2011



Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst in Bayern

PETER STROHSCHNEIDER PLÄDIERT FÜR DIE VIELFALT DER WISSENSCHAFTSSPRACHEN // FÜR **RALPH MOCIKAT** IST DIE MUTTERSPRACHE IN DEN NATURWISSENSCHAFTEN UNERSETZLICH // **HANS-JOACHIM BUNGARTZ** BETRACHTET E-MAILS // **ULRICH HOLBEIN** ÜBER DIE FÜLLE DER DEUTSCHEN SPRACHE // **ROSWIN FINKENZELLER** BIETET LEBENS RAT // **NORA GOMRINGER** WINKT PORTUGIESEN NACH // UND **DIETER HANITZSCH** PORTRÄTIERT **FRANZ XAVER BOGNER**



VOM ZUSTAND UNSERER SPRACHE



Zurück nach Babel | Peter Strohschneider | Seite 10



Wortschwall und Wortarmut | Ulrich Holbein | Seite 20



Ja ja oder: Es ist eh all's eins | Roswin Finkenzeller | Seite 38



Wie kommt das Holz vor die Hüttn? | C. Bachmann, E. Weinberger | Seite 44

EDITORIAL 3

WORAUF ICH MICH FREUE 4

Oliver Kasperek sichert die Zukunft der Hypo-Kulturstiftung.

AUS MEINEM SKIZZENBUCH 5

Irgendwie und sowieso: Franz Xaver Bogner porträtiert von Dieter Hanitzsch.

AVISIERT 6

BAYERNS VERBORGENE SCHÄTZE 8

AUG IN AUGE MIT HISTORISCHEN PATIENTEN

kann man sich im Medizinhistorischen Museum Ingolstadt wiederfinden. Eine Betrachtung von Marion Maria Ruisinger.

COLLOQUIUM
VOM ZUSTAND UNSERER SPRACHE

WIDER DIE SPRACHINDIFFERENZ 10

in der Entwicklung der Wissenschaftskommunikation wendet sich das Plädoyer von Peter Strohschneider.

NOCH EIN UNTERGANG DES ABENDLANDES 16

darf in der rasenden Ausbreitung der Unhöflichkeit im E-Mail-Verkehr durchaus gesehen werden. Immerhin wurden tausende von Jahre lang ordentliche Briefe geschrieben. Ein Stoßseufzer von Hans-Joachim Bungartz.

WORTSCHWALL UND WORTARMUT 20

Eine evolutionsgeschichtliche Parallelführung von Ulrich Holbein, geschuldet nicht zuletzt dem vergangenen Jahr der Biodiversität.

EINE UNIVERSALSPRACHE FÜR DIE NATURWISSENSCHAFTEN? 26

Warum auch naturwissenschaftliche Fächer die Muttersprache brauchen, erklären Ralph Mocikat und Hermann H. Dieter.

INNOVATION 32

ist ein Lieblingswort unserer Zeit, mit dem es sich manchmal so verhält wie mit einem gewissen Kaiser aus Andersens Märchen. Eine Glosse von Karl-Vossler-Preisträger Hans Martin Gauger.

BAYERISCHER FESTSPIELKALENDER 2011 34

AVISO EINKEHR 36

DER GASTHOF SCHRAMM IN ROCKENBRUNN

Schon der Pegnesische Blumenorden ließ sich die Karpfen aus dem Fischkalter schmecken. Bernd Vollmar.

WERKSTATT 38

JA JA ODER: ES IST EH ALL'S EINS

Der Kenner hat an dieser Stelle längst gemerkt, dass es um die Oper geht, die in München seit vielen Jahren in einer legendären Inszenierung läuft. Ein Ratgeber für alle Lebenslagen von Roswin Finkenzeller.

RESULTATE 44

WIE KOMMT DAS HOLZ VOR DIE HÜTTN?

Kann dem Schwarzgeher auf der Suche nach der blauen Blume im Steckerleswald was durch die Lappen gehen? Ein Beitrag zum Jahr des Waldes von Christoph Bachmann und Elisabeth Weinberger.

POSTSKRIPTUM/IMPRESSUM 50

PETER ENGEL: WIE ICH ES SEHE 51



Dr. Wolfgang Heubisch, Bayerischer Staatsminister für Wissenschaft, Forschung und Kunst

LIEBE LESERINNEN, LIEBE LESER,

Der Zug sei schon abgefahren, heißt es allenthalben, wenn es um die Rolle des Deutschen als Wissenschaftssprache geht. Englisch sei längst zur Lingua franca der Wissenschaft geworden – obwohl kluge Zungen behaupten, dass der Ausdruck *Lingua franca* eigentlich gar nicht passt, u. a. weil die Lingua franca eher so eine Art Pidgin English des Mittelalters war und vor allem zu Handelszwecken verwendet wurde. Wie auch immer: Wenn ein Biologie Studierender in seiner Abschlussprüfung nur noch vom *brain* spricht, dann fragt man sich schon, ob wir auf der richtigen Spur sind – so notwendig die Internationalisierung der Hochschulen auch ist. Derzeit wird ja auch wieder besonders intensiv darüber diskutiert, wie die Vielfalt der Wissenschaftssprachen erhalten werden kann und warum es wichtig ist, Forschung weiterhin in der Landessprache zu betreiben: Sprache ist schlichtweg ein unersetzbares Erkenntnisinstrument. Überhaupt sollten wir sprachlicher Monokultur in jeder Form entgegenwirken, die Möglichkeiten unserer Sprache ausschöpfen, ihren Wortreichtum, die vielfältigen Mittel, die Grammatik und Satzbau zur Verfügung stellen. Vielleicht dürfen wir grundsätzlich unserer Sprache auch zutrauen, dass sie sich immer neu entwickelt. Hoffnung geben da neueste Studien über die Sprachkompetenz von Schülerinnen und Schülern: Auch wenn sie in ihren Aufsätzen mehr Fehler machen als früher, so schreiben viele heute doch mit einem größeren Wortschatz, lebendiger, abwechslungsreicher und farbiger. Und vor diesem Hintergrund müssen wir vielleicht auch in der »Sprechschreibe« der Simser, Chatter und Twitterer nicht den Untergang der Sprachkultur befürchten.

WORAUF ICH MICH FREUE

OLIVER KASPAREK



VIEL BESSERE ZUKUNFTSAUSSICHTEN gibt es kaum: Ich bin mit der Aufgabe betraut, als Geschäftsführer die Zukunft der Hypo-Kulturstiftung zu sichern. Jetzt darf ich ein Thema gestalten, für das ich mich immer begeistert habe: Kunst und Kultur.

Schon als junger Bankkaufmann, im Auslandsgeschäft der Bayerischen Vereinsbank tätig und zuletzt als Global Head of Asset Management im Immobiliengeschäft der UniCredit Group in Mailand, bin ich schon immer gerne zwischen Geschäftsterminen in Ausstellungen und Museen gegangen. Mit Zahlen kann ich gut umgehen und das ist nun für meine Arbeit in der Stiftung und mit der Kunst sehr wichtig. Ein Großteil meiner Arbeitszeit beschäftigt sich ab jetzt mit Kunst und Kultur – das ist für mich eine erfreuliche Erweiterung des Horizonts und ein großes Geschenk nach dem Nomadenleben. Im Moment bin ich in der Phase, anzukommen und die Stiftung kennen zu lernen. Es handelt sich um ein langjähriges Mäzenatentum, das auf fünf tragfähigen Säulen steht: der international anerkannten Kunsthalle, dem Museumsfonds, den Stipendien, den Förderungen und dem Denkmalpreis. Ich freue mich darauf, meine Ideen in den Dienst der Kunsthalle zu stellen und daran mitzuarbeiten, neue Zielgruppen für Kunst zu begeistern und anzusprechen.

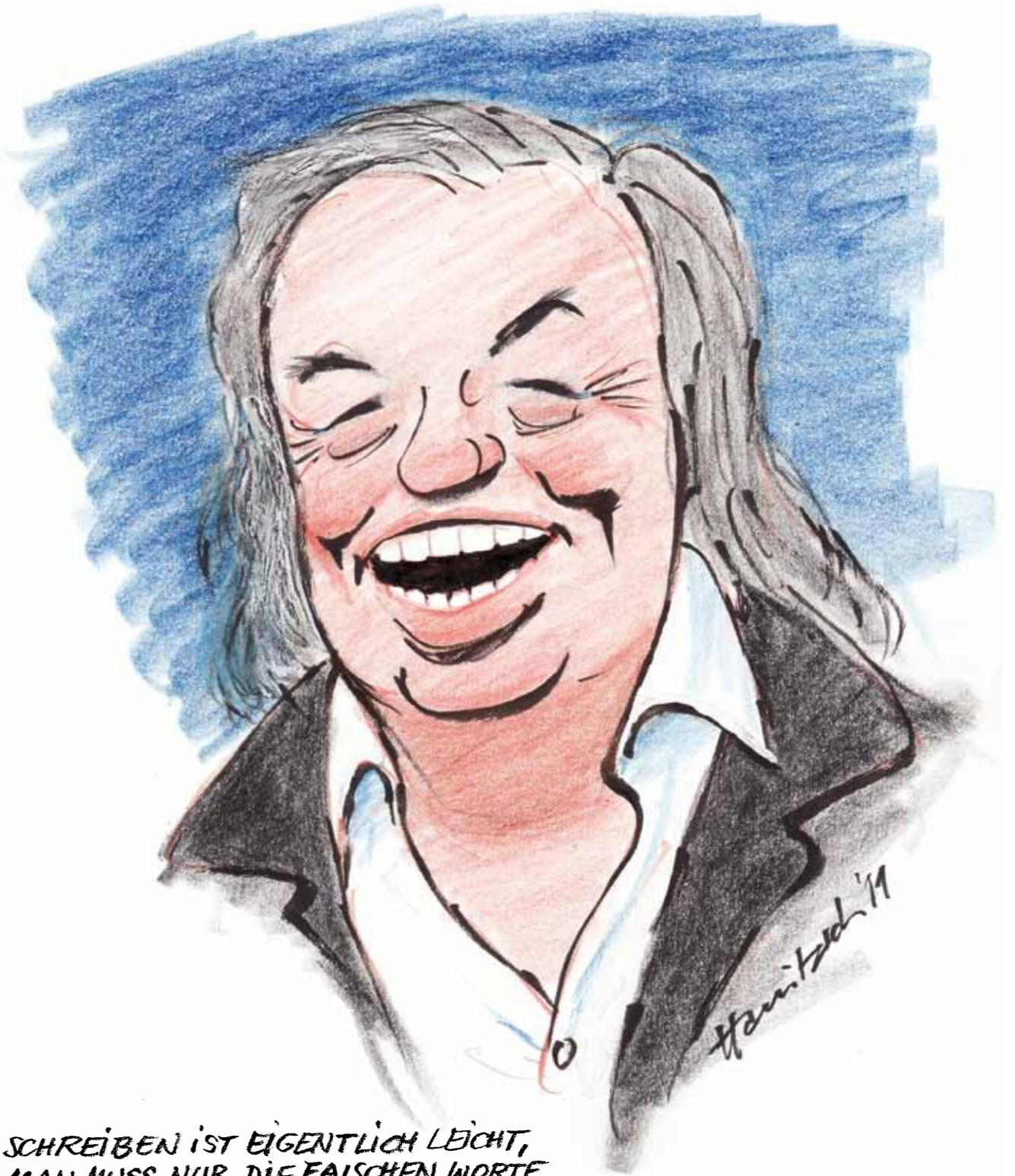
Ob das überhaupt noch geht? Ich glaube schon, denn es sind die ganz Jungen, die Kinder und Jugendlichen, für die wir neue Programme entwickeln können. Gerade für diese Altersgruppen müssen wir den Bereich Social Media stärker nutzen und weiter entwickeln. Ich möchte, dass wir noch mehr Familien in die Kunsthalle bringen; mit der Orientalismus-Ausstellung haben wir eine Familienkarte eingeführt: Für 22 Euro können Eltern – oder Großeltern – mit Kindern bzw. Enkelkindern bis 18 Jahre die Ausstellungen besuchen. Am »Blauen Montag« kostet der Eintritt sogar nur die Hälfte.

Eine ganz besondere Herausforderung stellt für mich als Immobilienfachmann das Thema Denkmalpflege dar. Wie kann man junge Menschen dazu motivieren, ihr Leben einem alten Haus zu widmen? Ein Denkmalpflegeprojekt ist ja eine Lebensaufgabe. Da können gut und gerne mal zwanzig Jahre ins Land ziehen, bis man das fertige Ergebnis sieht. Solche Leistungen zu würdigen mit Preisgeldern bis zu 50 000 Euro, das ist schon was Besonderes. Eine immer wieder zentrale Aufgabe bleibt es, unsere Leistungen, Initiativen und Ideen einer breiten Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Ich freue mich auf die anstehenden Herausforderungen.

Oliver Kasperek ist Geschäftsführer der Hypo-Kulturstiftung.

© Hypo-Kulturstiftung

Diebstahl AUS MEINEM SKIZZENBUCH F.X. BOGNER AUTOR UND REGISSEUR



SCHREIBEN IST EIGENTLICH LEICHT,
MAN MUSS NUR DIE FALSCHEN WORTE
WEGLASSEN. (Mark Twain)



AUSSTELLUNGEN

GIRAFFE, PUDEL, DROMEDAR – TIERPLASTIK DEUTSCHER BILDHAUER DES 20. JAHRHUNDERTS UND WILDE TIERE VON THOMAS PUTZE

Museum Edwin Scharff
Neu-Ulm
noch bis zum 22.05.2011

Ein Schwein versucht mühsam Balance in einem Kletterseil zu halten. Wer sich da, selbst »in den Seilen« hängend, nicht identifizieren möchte! Das tapfere Schwein hat, wie eine Reihe anderer Tiere aus Metallschienen, Gummischläuchen oder ausrangierten Besen, der Künstler Thomas Putze gestaltet. Wer der blutroten Wolfsfährte im Museum folgt, hat an diesem Punkt bereits einen Überblick über die Entwicklung der Tierplastik in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts hinter sich, präsentiert frühlingsgrün auf gleichsam saftiger Aue.



SCHÜLER- UND JUGENDPROJEKT

ERNST BARLACH +
KÄTHE KOLLWITZ
GO YOUNG

Kunsthaus Kaufbeuren
Kaufbeuren
noch bis zum 29.05.2011

Für eine bessere Welt haben Barlach und Kollwitz ihre Kunst gemacht. Themen wie Krieg, gerechte Gesellschaft, Armut, Reichtum, aber auch Einsamkeit, Trauer und die Frage nach Identität und Fremdbestimmung sind nicht Themen von gestern, sondern auch heute noch aktuell. Das Kunsthaus Kaufbeuren lädt mit diesem kreativen Wettbewerb Schüler und Ju-



gendliche im Alter zwischen 8 und 20 Jahren ein, die Themen von Ernst Barlach und Käthe Kollwitz mit den Augen von heute zu betrachten bzw. in die heutige Zeit zu transportieren. Begleitend zu der Ausstellung »Über die Grenzen der Existenz.«

www.kunsthaus-kaufbeuren.de/go-young
info@kunsthaus-kaufbeuren.de

AUSSTELLUNG

VORBILD CHRISTIAN SCHAD –
VERISMUS UND NEUE SACHLICHKEIT
IN SÜDDEUTSCHLAND

Museum Moderner Kunst Würten
Passau
09.06.2011-16.10.2011

Verismus ist, wie der Name schon sagt, eine Kunstströmung, die sich dem zuwendet, was sie für wahr hält. Nach Überschwang und Exzesse des Expressionismus war die Rückkehr zum Naturalismus in neuer Nüchternheit programmatisch. Gezeigt werden 30 Grafiken von einem Hauptvertreter der Neuen Sachlichkeit, Christian Schad, der im Schwarz-Weiß der Grafik den einzig möglichen Ausdruck der geistigen Haltung sah, »die in vorbehaltloser Opposition gegen den Krieg und alles, was damit zu tun hatte, nur das Entweder-Oder gelten ließ.« Gegenübergestellt werden die Arbeiten Werken von Georg Philipp Wörlin, der zu den bedeutenden Vertretern der Neuen Sachlichkeit in Süddeutschland zählt.



AUSSTELLUNG

PABLO PICASSO –
MEISTERZEICHNUNGEN EINES
JAHRHUNDERTGENIES

Stadtmuseum
Lindau
02.04.2011-20.08.2011

¡Cumpleaños feliz! 50 ausgewählte Original-Handzeichnungen von Pablo Picasso, einige erstmals in der Weltöffentlichkeit zu sehen, zeigt das Stadtmuseum Lindau zum 130. Geburtstag des Meisters der Linie, in Bleistift, Feder, Pastell, Gouache oder Aquarell.



LITERARISCHER SPAZIERWEG

JEAN PAUL WEG

Joditz bis derzeit: Bayreuth
Oberfranken
ab sofort

»Möge sein schleichend Volk ihm nachkommen!« Den Pfaden des oberfränkischen Schriftstellers Jean Paul – und er war ein großer Spaziergänger und Wanderer! – von Joditz bis derzeit Bayreuth folgt der neu eröffnete Jean-Paul-Weg. »Energieband« und »geistiges Rückgrat« will dieser literarische Spazierweg für die beteiligten oberfränkischen Landkreise, Städte und Gemeinden sein, die sich zum »Jean Paul Verbundprojekt« zusammengeschlossen und Jean Paul zur »Corporate Identity«-Figur erkoren haben. Der Weg will die Augen für die Arkadien-Landschaften am Wege öffnen, aber auch für die geist- und bildreiche Sprache Jean Pauls – natürlich bietet sich darüber hinaus auch Gelegenheit, die Ess- und Trinkfreuden des Dichters nachzuerleben. Nix wie hin zum Rollwenzeln!

AUSSTELLUNG

DEADLY AND BRUTAL:
FILMPLAKATE AUS GHANA

Pinakothek der Moderne –
Die Neue Sammlung
München
01.04.2011-26.06.2011

Videokassetten brachten in den achtziger Jahren mobile Kinos in Ghanas Dörfer: Die fahrenden Filmvorführer schlossen Fernseher und Videorekorder an einen tragbaren Generator und schon war Kino. Geworben wurde mit Filmplakaten, die von Hand – etwa auf Sackleinen leerer Mehlsäcke – gemalt wurden. Die großformatigen Plakate offenbarten, oft drastisch und grell, kulturell geprägte Sichtweisen auf die Filmthemen etwa von Hollywood-Blockbustern. Eine Facette des Kulturaustauschs in einer globalisierten Welt.



MEISTERKURSE

SCHWÄBISCHER KUNSTSOMMER 2011

Schwabenakademie
Insee

Bewerbungsschluss: 11.05.2011

Eine neue Ära hat an der Schwabenakademie begonnen. Und so kommt das Programm des 24. Schwäbischen Kunstsommers in seinem neuen Erscheinungsbild auch daher. »Kunst leben« bietet Meisterklassen in Disziplinen der bildenden und darstellenden Künste, der Musik und Literatur. Unter dem Motto »Kunst leben« leben und arbeiten alle Beteiligten in den klösterlichen Gebäuden und Parkanlagen. Zum Rahmenprogramm gehören Ausstellungen, Mittagsgespräche und Abendwerkstätten. Für das schriftstellerische Erzählen hat sich niemand Geringeres als Georg Klein zur Verfügung gestellt. www.kunstleben.info/



AUSSTELLUNG

MARTIN WÖHRL – MASS UND WERK

Neues Museum
Nürnberg
20.05.2011-18.09.2011

Das Ausstellungsformat / prospekt / des Neuen Museums bespielt den Museumsplatz über die wie Schaufenster einsehbaren Räume an der Glasfassade. Blicke verschränken sich so nach außen mit denen nach innen, Architektur mit Kunst. Nach Katharina Grosse (Malerei) und Gerhard Mayer (Zeichnung) tritt nun der international agierende Künstler Martin Wöhl mit einem ungewöhnlichen bildhauerischen Werk in Erscheinung. Ausgangspunkt der Arbeiten des deutschen Künstlers sind handwerkliche Materialien wie Beton, Kacheln, Spanplatten oder Türblätter, die oft schon gebraucht sind und von ihm wiederverwendet werden. Seine Motive umfassen Gebrauchsgegenstände wie Tische oder Lampen, Fußböden oder Spielfeldmarkierungen. Wöhl greift spartenübergreifend Formulierungen aus dem Design auf – Schriftzüge, Signets, Ornamente oder Firmenlogos.



AUSSTELLUNG

GESTIEFELTE KATER, BEBRILLTE
ESEL, BESCHIRMTE KRÄHEN.
DIE FANTASTISCHE BILDERWELT
DES ILLUSTRATORS
KLAUS ENSIKAT

Internationale Jugendbibliothek
München
noch bis zum 12.05.2011

Er hat den »Kleinen Hobbit« illustriert und dann noch weitere rund 200 Werke der Weltliteratur, Märchen, Gedichte, Bilderbücher und Sachbücher mit anthropomorphen Tieren, abenteuerlich historisch kostümierten Gestalten und absurd morbiden Landschaften gestaltet: Klaus Ensikat mit seiner unverkennbaren Handschrift, die sich durch altmeisterliche Technik wie skurrilen Hintersinn und einen melancholischen Grundton auszeichnet, ist diese Werkschau gewidmet.



AUG IN AUG MIT HISTORISCHEN PATIENTEN

GLASMODELLE VON AUGENKRANKHEITEN
IM MEDIZINHISTORISCHEN MUSEUM INGOLSTADT

Text: Marion Maria Ruisinger



oben 49 Glasmodelle in natürlicher Größe mit pathologischen Veränderungen, auf Samt montiert, Frankreich 1834, 30 x 39 cm (ohne Rahmen).



DIE 49 GLASAUGEN, die uns aus dem hübschen goldenen Rahmen anblicken, haben fast etwas Magisches. Wie ein Schmetterlingssammler seine Beute in Schaukästen anordnet, um Ordnung in die verwirrende Vielfalt der Natur zu bringen, so hat man hier kranke Augen »gesammelt«, abgezeichnet, nachgeformt und aufgereiht.

Ursprünglich diente dieses spektakuläre Objekt einem ganz nüchternen Zweck: Das Augentableau war ein Lehrmittel, das ein (ansonsten unbekannter) Pariser Augenarzt namens Noël 1834 anfertigen ließ, um seinen Schülern die unterschiedlichen Krankheiten des Auges zu demonstrieren. Die Glasaugen ersetzen im Unterricht den Gang ans Krankenbett – was umso wichtiger war, als die einzige auf Augenkrankheiten spezialisierte Klinik in Paris erst im Vorjahr eröffnet worden war und zudem privat geleitet wurde. Die gläserne Augensammlung dagegen stand Noël immer zur Verfügung, wenn er Anschauungsmaterial für seine Schüler benötigte. Wir sehen heute hinter den Glasaugen unwillkürlich die Menschen, die dafür Modell standen, spüren ihre Angst vor der Erblindung und meinen fast, ihnen über die Zeiten hinweg ins Auge blicken zu können. Ähnlich wie uns Wachsmoulangen mit ihrer naturalistischen Ästhetik unmittelbar »unter die Haut« gehen, dringen diese Glasmodelle direkt »ins Auge«. Damit geben sie dem historischen Patienten eine einzigartige Präsenz. Wann sonst steht man einem Kranken des frühen 19. Jahrhunderts Aug in Auge gegenüber?

Die 49 Glasaugen laden aber nicht nur zum kontemplativen Verweilen ein, sondern auch zur weiteren wissenschaftlichen Forschung. Unter jedem Auge befindet sich ein Papierstreifen, auf dem die Krankheitsbezeichnung handschriftlich vermerkt ist. Manche dieser Bezeichnungen sind heute noch gebräuchlich, andere eher obsolet. Nur ein paar Beispiele: Da finden sich weit fortgeschrittene Formen der »Cataracte« (Grauer Star), bei denen die ursprünglich schwarze Pupille durch die extreme Trübung der Linse milchweiß erscheint (li.u.). Mit »Hypopyon« ist ein Auge bezeichnet, bei dem sich in der vorderen Augenkammer Eiter angesammelt hat, der die Regenbogenhaut zur Hälfte verdeckt (li. außen, 3. von unten). »Eil de Chat / Amaurotique« (Katzenauge / erblindet) lautet die Diagnose bei einem Auge, durch dessen weite Pupille das Augeninnere bläulich schimmert (2. Reihe, 2. v. li.) – vielleicht, so darf man spekulieren, wegen einer Tumorerkrankung im Augapfel. »Ophthalmie scorbutique simple«

(einfache skorbutische Augenerkrankung) dagegen steht auf der Legende des direkt darunter montierten, eher unspektakuläre Veränderungen aufweisenden Glasauges.

DOCH SELBST WENN die angeführte Krankheitsbezeichnung heute noch gebräuchlich ist, kann es sein, dass wir inzwischen etwas anderes darunter verstehen. Das gilt etwa für das zuletzt genannte Beispiel, denn »Skorbut« ist heute als Vitamin-C-Mangelkrankheit definiert – dieses Vitamin wurde aber erst in den 1920er Jahren entdeckt. Ein Arzt der 1830er Jahre verstand unter dieser Krankheit zwangsläufig etwas anderes als wir heute. Wegen solcher Überlegungen werden retrospektive Diagnosen in der Medizingeschichte inzwischen weitgehend vermieden.

Anders bei unseren Glasaugen: Hier wird es durch die Koppelung der historischen Diagnose mit dem Erscheinungsbild der Krankheit möglich, ungefährdet von den Fallstricken retrospektiver Diagnostik Aussagen darüber zu treffen, welche Veränderungen des Augapfels Pariser Augenärzte in den 1830er Jahren meinten, wenn sie die betreffenden Diagnosen verwendeten. Und das ist nicht zuletzt deshalb interessant, weil damals der forschende Blick des Arztes auf das Äußere des Auges beschränkt war. Erst 1850 wurde es mit der Erfindung des Augenspiegels durch Hermann von Helmholtz möglich, auch in das Innere des Auges zu blicken und die Strukturen des Augenhintergrundes zu untersuchen. Für Noël und seine Zeitgenossen bot der äußere Aspekt des Auges dagegen nicht nur eine, sondern die einzige Information für die Diagnosefindung. Dadurch erhielten die in Glas verewigten pathologischen Veränderungen für die Ausbildung zukünftiger Augenärzte ihre besondere Bedeutung.

DIE KRANKEN BLIEBEN dabei übrigens anonym – bis auf eine Ausnahme. Der Augenarzt Noël litt offensichtlich selbst an einer Erkrankung der Augenlider und nahm deshalb inmitten seiner Patienten Platz. Auf seinem – dem größten – Etikett steht zu lesen: »Noël, Inventeur des Yeux (Erfinder der Augen) [...] (1834)«.

Das Deutsche Medizinhistorische Museum Ingolstadt konnte den einmaligen, in allen Teilen original erhaltenen Schaukasten mit Unterstützung seiner Förderergesellschaft 1991 im Kunsthandel erwerben. Seitdem ist das schicke, aber auch etwas schaurige Stück – hinter einer eigens angefertigten Schutzhaube – in der Dauerausstellung zu bewundern.

Privatdozentin Dr. Marion Maria Ruisinger ist Leiterin des Deutschen Medizinhistorischen Museums in Ingolstadt.

Deutsches Medizinhistorisches Museum
Anatomiestr. 18-20 | 85049 Ingolstadt
Telefon: 0841.305 2860 | Fax 0841.305 2866
www.dmm-ingolstadt.de | E-Mail: dmm@ingolstadt.de

Öffnungszeiten (Museum und Garten): Di-So 10-17 Uhr.

Aktuelle Sonderausstellung
Mit Sinn und Verstand. Eine Ausstellung für Christa Habrich
(verlängert bis 31.7.2011, Audio-Guide-Führung
in vier Sprachen)



Wider die prachindifferenz

Ein Plädoyer für die Vielfalt von
Wissenschaftssprachen

Text: Peter Strohschneider



»IM GRUNDE HIESS Verständigung nicht, dass die Menschen fremde Wörter nachsagten, sondern dass sie zu ihren Worten standen.« In diesem Satz hat der Mittelalterhistoriker Arno Borst in gewissem Sinne die Quintessenz seiner wahrhaft monumentalen »Geschichte der Meinungen über Ursprung und Vielfalt der Sprachen und Völker« gezogen. Die Fragen der Sprache stellen sich als geschichtliche, als praktische also – und zugleich als solche des Anstands: »dass sie zu ihren Worten standen.«

Was so leicht wie elementar klingt, mag sich gleichwohl als eine Herausforderung darstellen, an der man auch scheitern kann. Mit einer kleinen Anekdote über solches Versagen will ich diese Bemerkungen zur gefährdeten Vielfalt der Wissenschaftssprachen beginnen. Sie erzählt nichts Dramatisches, sondern eher einen im Alltag von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern häufigen und beiläufigen Vorgang. Aber eben diese Alltäglichkeit ist so besonders irritierend.

IN EINEM KLEINEN europäischen Land mit (noch) funktionierender Mehrsprachigkeit hatte eine interdisziplinär und international zusammengesetzte Gutachtergruppe ein geisteswissenschaftliches Kooperationsprojekt zu bewerten. Dessen Sprecher war – wie ich als einer der Gutachter – ein Germanist deutscher Muttersprache. Der Projektantrag hingegen musste auf Englisch geschrieben sein, er musste so im Gespräch mit den Gutachtern präsentiert und begründet und er musste von diesen auch in der Fremdsprache bewertet werden. Der vorgebliche Zweck dieser Übung? Es sollte auch ein nordamerikanischer Kunsthistoriker an der Bewertung teilnehmen können, der tatsächlich aber, wie praktisch alle guten Kunsthistoriker, ohne weiteres einer deutschsprachigen Diskussion zu folgen in der Lage gewesen wäre. Dafür nahm man allerdings in Kauf, dass zwei ebenfalls der Gutachtergruppe angehörende italienische Kunsthistorikerinnen zu einem beträchtlichen Teil von den Beratungen faktisch ausgeschlossen waren, weil sie – wie in ihrem Fach naheliegend – sehr viel flüssiger auf Französisch oder Deutsch kommunizieren als auf Englisch.

Es gibt typische Argumente, die für solche absurden Konstellationen im Wissenschaftssystem angeführt werden. Zu ihnen gehört es etwa, international renommierte Gutachter gewinnen zu wollen. In interdisziplinären Förderprogrammen sollen Bedingungen und Bewertungsergebnisse auch über die Grenzen der Fächergruppen hinweg vergleichbar sein (= was wie selbstverständlich einige Fächer unter die sprachlichen Standards anderer Fächer zu zwingen erfordert). Ganz offenkundig scheint mir allerdings, dass derartige Argumente in Vorgängen wie dem hier berichteten allenfalls vorgeschoben wären. Es geht in ihnen nicht um das Funktionieren von Begutachtungsprozessen, es geht vor allem andern um eine symbolische Dimension. Indem wir, so gut es eben ging, englisch sprachen, hatten wir bereits etwas zu sagen: dass Förderprogramm und Projekte sich international sehen lassen konnten, dass sie Geltungsansprüche erhoben, die weit über die kleinstaatlichen Grenzen hinaus gehört werden sollten. Mit einem Wort: Die Wahl einer – wenn auch keiner gemeinsamen – Spra-

che für die Gutachter war ideologisch. Im Wissenschaftssystem (wie jenseits seiner Grenzen) ist das keine Ausnahme, auch wenn die funktionale und die symbolische Seite einer sozialen Ordnung nicht immer so eklatant auseinandertreten wie in diesem alltäglichen Fall.

Alte Mythologien

Ich will nicht missverstanden werden. An den weltweit besten Leistungen Maß zu nehmen, das ist im Wissenschaftssystem hochgradig funktional. Ideologisch ist hingegen jene Sprachenpolitik, mit welcher sich wissenschaftsadministratives und Förderhandeln in Fällen wie dem erwähnten verbündet zu dem Effekt, dass neben gedanklicher Vielfalt auch sprachliche Einfalt bei der Abschätzung wissenschaftlicher Leistungen und Entwicklungsmöglichkeiten eine immer wichtigere Rolle spielt. Prägendes Ideologem solcher Sprachenpolitik ist eine Einheitssprache: Das uralte Phantasma einer Sprachindifferenz, welche die Frage nach dem Verhältnis von Kognition und Kommunikation für irrelevant hält, ja Erkenntnis und Rhetorik geradezu dichotomisch denkt.

THEODOR BERCHEM HAT in diesem Zusammenhang gefragt, wie sich erklären lasse, dass Mehrsprachigkeit in der europäischen »Geistesgeschichte immer als Seinsminderung [...], nicht als eine Bereicherung« verstanden wurde. Eine Antwort würde meines Erachtens ganz im Allgemeinen zu bedenken haben, dass unter den Bedingungen abendländischer Identitätslogiken – die speziell von monotheistischer Schriftoffenbarungsreligion geprägt sind – Einheitlichem durchgängig ein größerer Wert zugesprochen wird als Differenziellem. Konkreter auf der Ebene des Sprachdenkens stehen die ältesten und wirkungsreichsten Beispiele solchen fundierenden Wissens bereits in der Genesis. Die Paradieserzählung führt die »Einheit der Sprache [als] gut« vor, eben als paradiesisch. Und die Geschichte vom Turmbau vermittelt komplementär dazu gleichzeitig die Gewissheit: »Vielfalt der Sprache ist schlecht, sie ist Strafe und Verlust.« Sie ist babylonisch. Jürgen Trabant hat überdies gezeigt, dass dieses alttestamentarische Konzept durch die »kognitive[] Perspektive, die die Hauptachse der Fragestellung der griechischen Philosophie ist«, Sukkurs erhält. Alle Kommunikation und alle ihre Verschieden-

heiten werden nämlich spätestens bei Aristoteles als systematisch sekundär aufgefasst gegenüber der »Eigentlichkeit« eines sprachlos gedachten Denkens und Erkennens. Die Spracheinheitssehnsucht Jerusalems und Athens »Sehnsucht nach Sprachlosigkeit« sind gemeinsam »die unauslöschlichen Sehnsüchte Europas: Beim Kommunizieren sollen uns die Sprachen nicht stören. Daher: Weg mit den vielen Sprachen! Beim Erkennen, beim Erschließen der Welt, soll uns die Sprache nicht stören. Daher: Weg mit der Sprache überhaupt!« Und dann gibt es schließlich noch die geschichtliche Erfahrung Roms, die kulturell stabilisiert, was Mythos und frühe Philosophie dachten: die »Erfahrung einer einsprachigen universalen politischen Struktur: des römischen Imperiums und der lateinischen Kirche [...].«

FREILICH LIEFERT HISTORISCHES Verstehen keine politischen Rechtfertigungen. Der Verweis auf jüdisches Erzählen, griechisches Philosophieren und römische Wirklichkeitserfahrungen lässt die aktuelle Frage noch offen. Wie können heutige wissenschaftspolitische Präferenzen etwa für das Englische als Einheitssprache der Wissenschaft unirritierbar – und also ohne sich darüber Rechenschaft ablegen zu können – den mythischen Wissensstand des Alten Testaments oder den philosophischen Wissensstand von Platon und Aristoteles nach wie vor für begründbar halten? Wie geht das trotz aller in den zurückliegenden mehr als zweitausend Jahren erarbeiteten Wissensfortschritte in den Feldern der Sprach-, Kommunikations-, Erkenntnis- und Kulturtheorie? Im Bereich der Naturerkenntnis das Fürwahrhalten des biblischen Schöpfungsmythos ruft sehr zu Recht das Bannwort vom Kreationismus hervor. Mit dem Fundamentalismus des biblischen Mythos von Babel hingegen, nach dem das große himmelstrebende, das nach dem Baum des Lebens greifende Werk Einheitlichkeit der Sprache voraussetze, darf man sich auf der Höhe aktueller wissenschaftlicher Internationalität wähen.

Sprachliche Monokultur führt zu Sprachlosigkeit

Einheitssprache und Sprachlosigkeit, was letztlich auf das nämliche hinausläuft: In diesen Phantasmen manifestiert sich eine anders als in Jerusalem und Athen längst gedankenlos gewordene Sprachindifferenz. Sie hält gegen alle Erfahrung das Gelingen von Verständigung für selbstverständlich. Sie meint, dass Verständigung tatsächlich von allein sich einstelle, dass man um ihre Bedingungen, Möglichkeiten, Formen nicht sich zu kümmern brauche. Diese Sprachindifferenz steht freilich in eklatantem Widerspruch zu dem, was die meisten ihrer Vertreter als die wachsenden Herausforderungen der Globalisierung und des beschleunigten Fortschreitens in die Wissenschaftsgesellschaft beschreiben. Jede Rede von der Globalisierung als einem eindimensionalen Prozess globaler Unifizierung scheidert ja sogleich an den Realitäten potenziert – kultureller, mentaler, sprachlicher – Fremdheits- und Differenzenerfahrungen. Mit ihnen produktiv umgehen zu können, das setzt gerade nicht jene Einheitssprachlichkeit voraus, die ein konzeptionell geradezu spektakulär unterentwickelter Begriff von »Internationalisierung« derzeit im hegemonialen wissenschafts-

m Mythos von Babel setzt das große himmelstrebende Werk Einheitlichkeit der Sprache voraus.

vorangehende Doppelseite
Lucas van Valckenborch (1540(?)-1597), »Der Babylonische Turmbau«, 1568, Bayerische Staatsgemäldesammlungen – Alte Pinakothek München. Das Gemälde ist derzeit noch bis zum 19.06.2011 in der Ausstellung »Vermeer in München. König Max I. Joseph von Bayern als Sammler Alter Meister« in der Alten Pinakothek München zu sehen.



Allein Vielfalt der Sprachen garantiert Diversität der intellektuellen Stile.

politischen Diskurs zu etablieren sucht. Es setzt vielmehr Mehrsprachigkeit voraus, über welche allein die Kompetenz zum Umgang mit sprachlicher – und kultureller – Differenz entwickelt wird. Gegenüber dem Phantasma von einer Einheits-sprache aller Wissenschaft muss man deswegen auf der unhintergehbaren und unverzichtbaren Bedeutung von sprachlicher Vielfalt für wissenschaftliche Wissensproduktion wie für das Wissenschaftssystem in seinem internen Funktionieren und in seinen externen Relationen insistieren.

Für die wissenschaftliche Erkenntnis der Welt ist sprachliche Vielfalt zunächst und vor allem eine zentrale epistemische Ressource. Denn Sprachen sind eben gerade nicht lediglich austauschbare Instrumente der Präsentation eines Wissens oder vorgängiger Erkenntnis, die immer auch in anderer Weise verfügbar wären. Besonders in den Geistes-, Kultur- und Sozialwissenschaften als den Formen der wissenschaftlichen Erkenntnis der kulturellen Welt, in abgestufter Weise aber auch für die wissenschaftliche Erkenntnis der natürlichen Welt und für die technologische Weltgestaltung sind Sprachen vielmehr in mannigfacher Hinsicht Instrumente der Erkenntnisproduktion selbst. Allein Vielfalt der Sprachen garantiert Diversität der intellektuellen Stile, Begriffsbildungsformen und Argumentationsduktus. Ohne diese Diversität ist eine den ungeheuren Komplexitäten der natürlichen und der kulturellen Welt angemessene Komplexität und intellektuelle Dynamik wissenschaftlicher Erkenntnis und wissenschaftlicher Kommunikation schlechterdings undenkbar. Es ist daher tatsächlich genau so abwegig, wie es auch klingt, wenn immer häufiger für das natürliche Leben auf Pluralität (Biodiversität, genetische Vielfalt), für das wissenschaftskulturelle hingegen auf Monotonie gesetzt wird: Die Wissenschaft spreche nicht Chinesisch, Spanisch oder Französisch, sondern ausschließlich Englisch und gerade dieser Monolingualismus sei Ausdruck und Mittel ihrer Internationalität.

DER HIER VERTRETENEN These von den Sprachen als Produktionsmitteln und von ihrer Unterschiedlichkeit als einer wichtigen Ressource wissenschaftlicher Erkenntnis widerfährt nun nicht Widerspruch, sondern im Gegenteil Bestä-

tigung aus dem Umstand, dass im Laufe der Wissenschaftsgeschichte immer deutlicher weitere Medien der Erkenntnisgewinnung neben die natürlichen Sprachen getreten sind. Es gibt – nicht allein in den Naturwissenschaften, sondern auch zum Beispiel im Feld der Sozialwissenschaften – Formen der Wissensproduktion, die im Wesentlichen sozusagen der *mathesis universalis* sich bedienen, der gegenüber die natürliche Sprache als ein Präsentationsmedium von nachrangiger Bedeutung zurücktritt. Vor allem in den Bio- und Medizinwissenschaften kommt überdies bildgebenden Verfahren eine gegenüber der Sprache akzelerierend wachsende Wichtigkeit als Erkenntnismedium zu. Im Grenzfall muss dann eigentlich gar nicht mehr argumentiert werden, weil Erkenntnis aus der Synopse evidentieller Sachverhalte entspringt.

Es gibt also Bereiche der Forschung – von der akademischen Lehre wie von der öffentlichen Kommunikation von Wissenschaft ist dabei noch keineswegs die Rede –, in denen man die Fragen der Sprachenvielfalt gewissermaßen gelassener diskutieren zu können meint als in den an natürliche Sprachen gebundenen Wissenschaften, also all jenen, die sich mit der kulturellen Welt als solcher befassen. Wie hinsichtlich der Sprachen, so folgt hieraus, muss auch hinsichtlich wissenschaftlicher Disziplinen differenziert werden. Nicht aber ließe sich der angedeutete Prozess als Vorgang einer methodologischen Generalverschiebung von Wissenschaft überhaupt hin zu künstlichen Sprachen und bildgebenden Verfahren beschreiben, durch welchen die ›alten‹ sprachgebundenen Erkenntnisformen einfach obsolet würden. Was vielmehr geschah und auch in Zukunft sich fortsetzen wird, ist ein Prozess der Ausdifferenzierung der Erkenntnisformen. Mit ihm antworten die Wissenschaften auf die enormen Komplexisierungen der modernen Welt und treiben sie zugleich weiter voran. Allein wenn der epistemologische Alternativenreichtum der Wissenschaften mit dem Alternativenreichtum dieser Welt Schritt zu halten im Stande bleibt, wird auch weiterhin möglich sein, was Voraussetzung von ›Wissenschaftsgesellschaft‹ ist: wissenschaftliches Verstehen und wissenschaftliche Bearbeitung der unübersichtlichen Welt.

EINE HISTORISCHE REMINISZENZ und eine polemische Konsequenz aus dieser Überlegung mag hier noch angefügt werden. Wissenschaftsgeschichtlich, so die historische Reminiszenz, ist ganz offenkundig, dass die Möglichkeit einer wissenschaftlichen Einheits-sprache, nämlich der Lateinischen, verfiel, als eben auch metaphysische Letzt-rahmungen von Wissenschaft ihre Plausibilität verloren und an die Stelle einer religiös abgestützten Wahrheit konkurrierende wissenschaftliche Wahrheitsalternativen wurden. Vielfalt der Wissenschaftssprachen ist also nicht kontingent, sondern steht in sachlichem Zusammenhang mit unhintergehbaren epistemischen Voraussetzungen.

Und die polemische Konsequenz hieraus? Es bleibt völlig unerfindlich, wie man darauf verfallen kann, eine angemessene wissenschaftspolitische Antwort auf soziokulturelle, ökonomische, wissenschaftliche und technische Komplexisierung der sich modernisierenden und globalisierenden Welt könne ausgerechnet auf linguistischer Entkomplexisierung lauten: Auf die Sprachlosigkeit von Einheits-sprachlichkeit.

Abkoppelung der Wissenschaft von der Gesellschaft

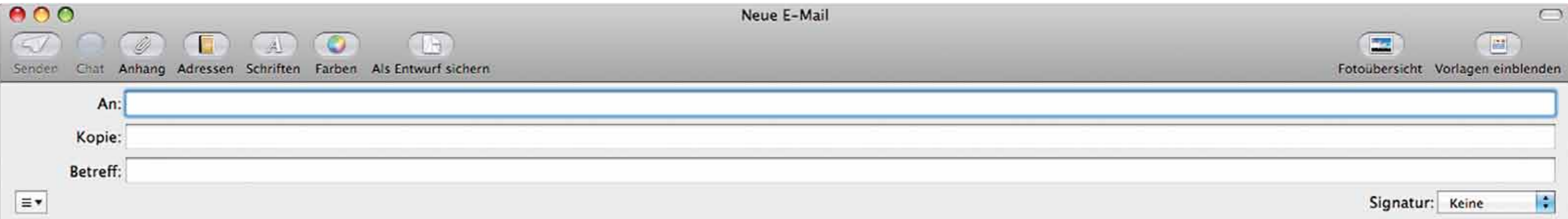
Wie die Wissenschaften als Elemente eines sozialen Teilsystems intern prozedieren, ist eine Sache. Eine andere ist es, wie sie sich gegenüber anderen Teilsystemen der Gesellschaft und dieser insgesamt darstellen und verhalten. Und hierfür sind jene Prozesse von entscheidender Bedeutung, die man in dem Ausdruck *Wissenschaftsgesellschaft* bündeln kann. Er besagt ja nicht allein etwas für die Seite der Gesellschaften: Dass sie nämlich ohne das gesamte Spektrum wissenschaftlicher Weltauslegung und Weltgestaltung längst nicht mehr funktionieren können. Die Konstellationen der Wissenschaftsgesellschaft sind auch relevant für die Wissenschaften selbst. Im Maße ihrer quantitativen Expansion und wachsenden Relevanz werden nämlich den Wissenschaften seitens der Gesellschaft auch steigende Rechtfertigungspflichten auferlegt. Diese betreffen nicht allein den gesellschaftlichen Unterhalt von Wissenschaft ganz im Allgemeinen, sondern sehr viel spezieller auch die Akzeptanz von Forschung; früher ist das öffentlich nicht selten an Problemstellungen der Physik diskutiert worden, heutigen tags erregen zum Beispiel die ethischen Implikationen biomedizinischer Forschung kritische Aufmerksamkeit.

ES SCHEINT MIR evident, dass die Wissenschaften auf derartige Herausforderungen nur zu ihrem eigenen Nachteil mit der Inszenierung von Unzugänglichkeit und Unverfügbarkeit reagieren dürften. Vielmehr liegt es in ihrem allereigensten Interesse, gesellschaftlich anschließbar zu sein und zu bleiben. Und das heißt auch: anschließbar an die je spezifischen Sprachkulturen der verschiedenen Gesellschaften. In dieser Hinsicht wirkt allerdings die Präferenz für eine Einheits-sprache der Wissenschaft so, als ob sich eine hermetische Sprache neuer Mandarine herausbilden würde. Was diszipli-

nenintern als Erleichterung transkultureller Wissenschaftskommunikation aufgefasst werden mag, kann im Verhältnis der Wissenschaft zu den sprachkulturell je verschiedenen Gesellschaften gerade als Kommunikationserschweris wirken und die Legitimität von Forschung prekär werden lassen. Dass das Risiko real ist, sieht man nicht zuletzt an den Bemühungen, gesellschaftliche Kommunikation von Wissenschaft separat zu institutionalisieren. In Deutschland heißt das dann zum Beispiel PUSH, was zwar ein nettes, wenngleich nicht übermäßig raffiniertes Wortspiel sein mag – »Public Understanding of Science and Humanities« –, was vor allem aber ein bemerkenswerter performativer Selbstwiderspruch ist: eine Rede, die im Vollzug die eigenen Propositionen dementiert. Noch das öffentliche Vertrautmachen mit Forschung meint ohne das symbolische Kapital des Englischen nicht auskommen zu können und nimmt daher, sprachindifferent wie es gleichwohl ist, die Verfremdungseffekte der Fremdsprache in Kauf.

Ein solcher performativer Selbstwiderspruch indiziert übrigens auch den Umstand, dass die Wissenschaften gegenüber der Funktion, neues wissenschaftliches Wissen zu produzieren, ihre unverzichtbaren Reproduktionsleistungen unterschätzen: die Reproduktion etablierten wissenschaftlichen Wissens – und dies nicht allein in der Lehre –, ohne welche von der Innovativität des neuen Wissens nichts gewusst werden könnte; die intellektuelle Reproduktion der Gesellschaft; die Selbstbeobachtung hochkomplexer moderner Gesellschaften als Bedingung der Möglichkeit von deren Selbstreproduktion. Nicht weniger als der gedankliche Komplexitätsaufbau bei der Generierung wissenschaftlichen Wissens selbst hängen auch diese Reproduktionsleistungen der Wissenschaften nicht zuletzt aber daran, dass diese auch die Sprachen der Gesellschaft noch sprechen können. Sie hängen an der Fähigkeit der Wissenschaft zur sprachlichen Vielfältigkeit.

Professor Dr. Peter Strohschneider
war 2006-2010 Vorsitzender des Deutschen
Wissenschaftsrates und ist Ordinarius für
Germanistische Mediävistik an der Ludwig-
Maximilians-Universität München. Der Beitrag
erschien zuerst in der Festschrift für Theodor
Berchem (Bonn: DAAD 2007).



Noch ein Untergang des Abendlandes – oder:

VOM GEBRAUCH DER SPRACHE IN E-MAILS

Text: Hans-Joachim Bungartz

»Sehr geehrter schmidt, ich bin student des faxches zivilrecht im nebenfach und ich benoeltige noch _____

Von geschriebenen Dokumenten konnte schon immer Gefahr ausgehen – man denke nur an Abekens Rapport aus Bad Ems an Bismarck, kurz »Emser Depesche« genannt und bekanntlich nicht unmaßgeblich am Ausbruch des deutsch-französischen Krieges 1870 beteiligt. Ehrlich gesagt wundere ich mich schon zuweilen, dass nicht auch heutzutage im Minutentakt Kriege ausbrechen – angesichts dessen, was so in E-Mails drin steht; und wie es formuliert ist, falls »Formulierung« hier überhaupt ein angemessener Begriff ist.

Unter dem zunehmend befremdlichen Stil so mancher E-Mails hatten wir alle schon des Öfteren zu leiden; auch und – und das mag den einen oder die andere ja vielleicht schon überraschen – gerade in akademischem Ambiente. Während jedoch in denjenigen Disziplinen, die im Allgemeinen einen eher zwangloseren Umgang zwischen Lehrenden und Lernenden pflegen, inzwischen eine gewisse Assimilation zu konstatieren ist (ich beantworte studentische E-Mails, die auf »Hallo« beginnen, eben einfach auch mit »Hallo«) und auch in der Industrie das Flache auf dem Vormarsch ist (vom früheren Größten aller Bertelsmänner wurde etwa kolportiert, er beantworte E-Mails, die mit »Sehr geehrter Herr Vorstandsvorsitzender!« beginnen, schon mal mit »Haben Sie nichts zu tun, dass Sie so viele unsinnige Zeichen tippen können?«), erleben nun die Fächer mit traditionell eher seriöser-hierarchischeren Umgangsformen etwas verzögert ihr diesbezügliches Frühlingserwachen. Ein besonders inspirierendes Gruselkabinett skurriler studentischer E-Mails stellte vor kurzem ein Münsteraner Jura-Professor (nennen wir ihn Prof. Schmidt) in Spiegel Online vor. Er unterteilt die Absender in verschiedene Kategorien: den Sprachverhunzer, den Anbiederer, den Babelfisch, den Feldwebel, den Nerd, den Muli und den Chatter, um nur einige zu nennen.

Der Sprachverhunzer (»Sehr geehrter schmidt, ich bin student des faxches zivilrecht im nebenfach und ich benoeltige noch ein juristisches seminar zum abschluss des faches. ledier habe ich erst heute erfahren dass die vorbesprechung schon gestern stattgefunden hat. Auch aufgrund meiner unerfahrenheit im belegen von seminare im bereich juura

die Backen sehr auf – Luther schaltete und waltete, darunter ganz mit 12 000 Wörtern, von Morgenland bis Kaufhaus. Viele Neologismen, Barock vermehrte, Barock blies dann, knallbunt aufgedonnert, sich wie Karnickel, übergoldet und dröhnend, und Bilder lernten laufen und sich davonzuringeln.

Text: Ulrich Holbein

WORTSCHWALL UND WORTARMUT

Wie der Wortschatz der Menschheit gewaltig anwuchs und dann wieder arg ausdünnte: Naturhistorische Dimensionen beim Worterwerb

HALBAFFE, VORMENSCH, Frühmensch, Urmensch und Mensch kamen Jahrhunderttausende mit wenigen hervorgestoßenen Lautäußerungen aus, die sich akustisch zu Gutturallauten hinaufentwickelten, aus denen dann wiederum Silben und Ausrufe hervorstiegen. Eine der ältesten Silben lautet *ma*, und schon ließ sich durch Verdopplung jede Mama erst rufen, dann nennen. Eine gewisse Einsilbigkeit ließ sich bald durch Silbenverkopplung überwinden, gleichwie einzelne Atome und Zellen zu Molekülen und Bindegeweben verbundfreudig zusammenschossen, außer im Chinesischen, was Linguistik dann »monosyllabische Sprache« benamste. Die ältesten gesprochenen, durch Aufzeichnung nochmal aufgetauchten Sprachen, das Sumerische und Ägyptische, blühten bereits – scheinbar ohne Vorstufen – höchst wortreich und reich an grammatikalischen Formen. 3500 v. Chr. war das Großhirn des Menschen um keine Zelle ärmer bestückt als 5500 Jahre später, also wollten es sich die Hoch- und Kultursprachen keinesfalls nehmen lassen, bereits knallvoll überbelegt zu sein mit sozusagen höchster Differenzierung, drum herum allerdings alles voll unbekannter Vorläufersprachen und verwandter Sprachgruppen, die aber keiner aufschrieb, die halt einfach nur keine Menschenseele aufzuschreiben tendierte, mangels einer ausgefeilten Kulturtechnik des Aufzeichnens. Ausgegrabenes Sumerisch steht nun irrig da als »isolierte Sprache«, scheinbar gänzlich abgekoppelt von allen anderen übriggebliebenen Sprachen als fossiles, immerhin entzifferbares Unikum, vorbereitet von unendlich vielen, durch Jahrtausende sich vorwärtsentwickelnden missing links, Wolkengebirge des 5000 und 7000 und 12000 v. Chr. reichhaltig hinausposaunten Oralverkehrs. Für *Fiasko* gibt's auf Sanskrit drei Synonyme: *asiddhi*, *vipatti* und *bhanga*. Sogar für den Terminus *tremulieren* gibt's auf Sanskrit eine Entsprechung: *svarakampena*. Man hatte sich jederzeit offenbar sehr viel zu sagen, und nach und nach extrem viel mehr, als in gewissen irokesischen oder eskimoförmigen Randgruppen und Clans und Kleingesellschaften, die oft mit 400 Worten auskamen, um ihr begrenztes Leben zu

regeln, nämlich legendärerweise nie ein Wort brauchten oder suchten, um *Krieg* zu sagen. Aber von diesen 400 Worten, mit denen man sich oral zutextete, brauchten Inuit allein 50 Stück, um diverse Farbabstufungen in ihren ewig vereisten Landschaften zu bezeichnen. Und seit jeher hatten Sprachen, genau wie Menschen und Götter, eine gewisse Laufzeit oder Lebensdauer – bereits 1600 v. Chr. starb Sumerisch aus, ohne eine verwandte Sprache zu hinterlassen.

Althebräisch, Sanskrit und Lateinisch blühten unsagbar reich durch Jahrtausende und Jahrhunderte, formten sich gipfelstürmerisch und registerreich aus, dergestalt, dass die kaum mitwachsenden Hirne in jedem Einzelfall nicht ganz mitkamen und dann recht bald schon Tendenzen laut wurden, das Überdifferenzierte wieder hilfreich für Dummerchen zu vereinfachen – heraus kamen Israelisch, Hindi und Italienisch. Etliche vorchristliche Kaiser in China vereinfachten das unendlich hochdifferenzierte und verzwickelzwickte und anspruchsvoll vertrackte Hochchinesisch, wodurch dann die vereinfachenden Massen in ihren einfachen Verhältnissen stets von ihren bald unerreichbaren Klassikern abgekoppelt und wegdriftend separiert wurden. Vereinfachte Derivate und Rücklaufformen hießen dann Volkssprachen.

DIESER KONFLIKT ZWISCHEN einfachen und weniger einfachen Formen zieht sich durch sämtliche Naturgeschichte und dann halt auch Kulturgeschichte, durch Zellphysiologie genau wie später durch Musikgeschichte, wo übertrieben polyphone, sechzehnstimmige Sakralmusik 1600 n. Chr. dauernd wie-

169 | **quadrat** | zentimeter

Kultur

www.eon-bayern.com

Kulturpreis Bayern
der E.ON Bayern AG

welten. Klopstock mochte darin etwas knorrig und knotig und hartknöchig wirken; Wieland und der frühe feuilletonistische Kant bewegten sich tänzerisch atmend leichtfüßig und verhedderten sich nie unluzide in ihrem routiniert zur zweiten Natur gewordenen Periodenbau. Klopstock bildete Termini à la *wahnsinnstrunken, blütenumduftet, geflügelte Worte, Bläue, Frische, Frühe, Süße, Röte, Einung*; Wieland bildete *Freistaat, Gemeinplatz, Stimmenmehrheit, nymphenhaft, Finsterling, Trugschluss*. Gottsched bildete *Begeisterung, Hörsaal, Zischlaut*. Turnvater Jahn bildete *Hocke, Kippe, Reck, Volkstum, Eilbrief*. Barockes Zungenreden, Sprechdurchfall, Ausdrucksdrang, Gestaltungskraft leuchtete und tönte quer durch alle nachbarocken Schriftstellerpersönlichkeiten. Antike Kunst und antikes Leben wimmelten so barock einher wie jede Exotik, aber weil die Farben abblättern, erschien die Antike den Klassizisten monochrom, marmorweiß und gipsfarben. Junger Goethe klang im Urfaust und Urwerther auch noch volle Pulle barock, ehe er sich klassizistisch eindämmte, entfärbte, Maß hielt – alle deutschen Klassiker steckten mitten im weiterhin mittelalterlichen knallbunten Volkstreiben samt Marktschreierei à la Christoffel Grimmelshausen, aber fanden es nicht wert, dies zu schildern, brachten es trotzdem auf neue Rekorde in den reinen Quoten der Wortschatzvergrößerung – Goethe kennt und benutzt 90000 Worte, wirft mit fast so vielen Neologismen um sich wie Luther, z.B. *Gegängel, Rettungsdank, Morgenflügel, Wohlgestalt, Frohnatur, Wunderschoß, Wimmelschar, hochberühmt, Luthertum, Altertum, urverworfen*, von keinem getoppt außer natürlich von Jean Paul, der auf seinen vollbeladenen Segelfloten die volle barocke Takelage zum Einsatz brachte, also die ganze Grimmelshausensche Farbpalette, bis hin zur vollplastischen Schilderung von Rattenplagen und Leichenbergen, wofür sich die exquisite Doppelfirma Goethe-Schiller meist zu schade war.

KLASSIK-ROMANTIK LIEF also vom Stapel als ein halbwegs untauglicher Versuch, das reiche Barockerbe wieder abzuschütteln, inclusive den durchgeknallten

Dadaismus des Mittelalters, siehe Hieronymus Bosch oder die Fatrasien des 13. Jahrhunderts im Wallstein-Buch des Ralph Dutli – wobei sich solcher holde Wahnsinn immer wieder einschlich, sowohl in diverse romantische Walpurgisnächte wie in Jean Paul insgesamt bis ins letzte Äderchen.

Spätestens das 19. Jahrhundert erschloss dann in Generationen von Enzyklopädiern und Wörterbüchern, Onomastika den Gesamtwortschatz einer Sprache und kam auf noch weiter ausufernde Zahlen. Der Duden enthält 125 000, das Wahrig Wörterbuch enthält 250 000 Wörter. Der gesamte Deutsche Wortschatz scheint sich auf ca. 300 000-400 000 Wörter zu belaufen, zuzüglich 1 ½ Millionen Wörtern in Fach-Idiomen. Da wurde schnell sichtbar, dass nicht nur eine Einzelsee keinesfalls mehr mithalten kann, genauso wenig wie ein pausenlos Worte aussprühende Wortspender und Dichterfürst. Einzelne Lexika häuften x-mal größere Wissensportionen auf als einzelne Universalgelehrte, die dann sowieso heillos in vielköpfige Fachidiomen zerstäubten im anrollenden Industriezeitalter. Statt Gelehrtenstübchen und Hieronymusklausen – stampfende Arbeitswelten und Großraumbüros, Hand in Hand mit ausgreifendem Pragmatismus, Materialismus und bestenfalls literarischem Realismus. Klassische Perioden schrumpften zu demokratischen Kurztaktern und barocke Wortfülle wurde abgetan als unökonomisches Wortgeklingel und maßloses Antiquarium. Theodor Storm operiert mit schlanken 22 500 Wörtern, also Ovid mit etwas Mehrwert und Zugabe. Autoren und Nobelpreisträger von 1920 hatten wider Willen oder unabsichtlich einen deutlich kleineren Wortschatz drauf als Wieland-Goethe-Schiller. Kafka machte aus ganz wenig Worten ziemlich viel. Hermann Hesse als Lyriker benutzt 7000 Wörter, also verwunderlicherweise mehr als Gottfried Benn. Dem barock überquellenden James Joyce hätte man die größte Wortzahl aller Zeiten zugetraut, doch siehe, in seinem Meilenstein »Ulysses« brachte er es auf bloß 29 899 Wörter, also kaum mehr als Shakespeare, bzw. nach anderer Zählung auf 67 800 Wörter. Joyce benutzte weniger Wörter als hundert Jahre vorher Goethe & Company – schwache Leistung! Unfassbar, aber heutige bundesdeutsche Akademiker besitzen daheim, im Privatbereich, im statistischen Mittel bloß die erschreckend legasthenische Bücherzahl von 340 Stück, und kommen verbal aus mit bloß 15 000 bis 20 000 Wörter, also immerhin bloß doppelt soviel wie die Bibel, aber oje – obwohl Millionen Worte aus Petrochemie, Autoindustrie, Stochastik, fraktaler Geometrie, Wellpappeverarbeitung und Informatik dazukamen, mit viermal weniger Wörtern als Goethe!!!

Welch Armutszeugnis ohnegleichen! Barocke Überladenheit kam ab sofort bei fast keinem mehr in die Tüte. Nichts gegen Neo-Primitivismus, aber Neue Sachlichkeit griff desolat um sich. Georges Simenon baute seine uferlosen Werke aus bloß 1000 Wörtern auf, also praktisch genau wie ein Politiker. Der geringste Wortschatz bei öffentlich bekannten Gestalten wurde bei Konrad Adenauer gezählt: 900 Wörter, also bloß 500 mehr als bei den anfangs genannten Irokesen und Eskimos. Es fühlte sich an wie ein Spachverlust nach einem exzessiven Schlaganfall. Die Politisierung der Belletristik nach 1968 passt also stilistisch verblüffend gut zu dieser Wortausdünnung, diesem Rückbau und Gesamt-Abbau. Aus solcher Not und Gedankenebbe machen Journalisten-Schulen und Stillehren sogar noch eine Tugend: Ein guter druckreifer Satz soll nicht mehr als vierzehn Wörter enthalten, obwohl ein Durchschnittssatz bei Thomas Mann noch satte 78 Wörter enthielt.

EVOLUTIONSBIologen PROGnostizieren, dass höhere Säugetiere sich zwar noch, wenn keine Naturkatastrophe à la Meteoreinschlag die Erde tausend Jahre in Dunkelheit hüllt, Millionen Jahre lang werden halten können, doch steht jetzt schon fest, dass Ratten längeren Atem haben werden als Huftiere und Raubtiere, und Ameisen und Haie und Quastenflosser einen längeren Atem als Ratten, Igel und Vielfraße. D. h. die Ersten werden die Letzten sein, diese zeitlich begrenzte christliche Wahrheit wird langfristig am längeren Hebel sitzen: Bakterien werden widerstandsfähiger sein als Ameisen – höhere Wirbeltiere, polyphone Strukturen und klassische Bandwurmsätze werden nur ein Intermezzo gewesen sein; die wahren Gewinner der Evolution sind Insekten und primitive Meeresbewohner und Trommelkunst, kurze Sätze, statt Phoneme und Linguallaute – *gadgada* (Sanskrit: Gestammel), sprich: Gutturallaute.

Ulrich Holbein, von 2009-2010 als Stipendiat des Künstlerhauses Villa Concordia in Bayern wohnhaft, ansonsten eher im nordhessischen Knüllgebirge, fiel durch 970 Publikationen auf, davon 25 in Buchform, davon drei lieferbare bei edition suhrkamp, zuletzt ein Orientbuch (Marix Verlag) und ein Kunstband (»Bitte umblättern!«, Elfenbein Verlag).

Kulturpreis Bayern

der E.ON Bayern AG

in Partnerschaft mit dem Bayerischen Staatsministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst

Leistung und Engagement für die Region sind Markenzeichen der E.ON Bayern AG. Jährlich verleihen wir den mit insgesamt 170.000 € dotierten Kulturpreis Bayern für überragende Leistungen in Kunst und Wissenschaft. Ausgezeichnet werden neben herausragenden Künstlern auch die besten Absolventen beziehungsweise Doktoranden bayerischer Fachhochschulen und Universitäten sowie der fünf staatlichen Kunsthochschulen in Bayern.

www.eon-bayern.com

e-on | Bayern



EINE UNIVERSAL- SPRACHE FÜR DIE NATUR- WISSENSCHAFTEN? EIN KRITISCHER ZWISCHENRUF

Text: Ralph Mociak und Hermann H. Dieter

Wissenschaft ist eine internationale Veranstaltung. Während der wissenschaftliche Austausch in früheren Zeiten in lateinischer Sprache geschah und später – bis in das erste Drittel des 20. Jahrhunderts – mehrere Sprachen wie das Deutsche, Französische oder Englische gleichberechtigt benutzt wurden, so hat sich seit dem Zweiten Weltkrieg in vielen Disziplinen das Englische als ausschließliches Verständigungsmedium für die weltweite Kommunikation durchgesetzt. Eine universelle Publikations- und Kongresssprache ist gewiss von unschätzbarem Wert, geht es doch darum, dass neue Ergebnisse möglichst schnelle Verbreitung finden.

WER BRAUCHT NOCH DEUTSCH ALS WISSENSCHAFTSSPRACHE?

Insbesondere im deutschen Sprachraum wird dem Englischen jedoch in vielen Disziplinen inzwischen eine solch totalitäre Ausschließlichkeit zugesprochen, dass nun selbst im internen Wissenschaftsbetrieb die Landessprache zu verschwinden im Begriff ist. Auch dort, wo es nicht um die bloße Mitteilung von Daten auf internationalem Parkett geht, sondern auch dort, wo man sich noch mitten im Stadium der Erkenntnisgenerierung befindet, wird bedenkenlos auf die Fremdsprache ausgewichen. Auf Tagungen ohne jede internationale Beteiligung, in internen Seminaren und in alltäglichen Laborbesprechungen wird oft nur noch englisch gesprochen, auch wenn niemand anwesend ist, der des Deutschen nicht mächtig wäre. Viele Forschungsförderungsanträge, z. B. beim Bundesforschungsministerium, dürfen von deutschen Wissenschaftlern nur noch auf Englisch eingereicht werden. Begutachtungen der DFG müssen mitunter in englischer Sprache ablaufen, obwohl alle Antragsteller und das gesamte Gutachtergremium deutschsprachig sind. Besonderes Aufsehen erregte die Vorgabe, im Rahmen der Exzellenzinitiative Anträge ausschließlich in englischer Sprache vorzulegen.

Im Rahmen einer von der Politik forcierten »Internationalisierung« der Hochschulen werden auch immer mehr Lehrveranstaltungen und sogar ganze Studiengänge auf die Lehrsprache Englisch umgestellt. Es ist klar, dass auf diese Weise deutsche Fachterminologien aussterben und die deutsche Sprache langfristig ihre Wissenschaftstauglichkeit verlieren wird. Dass der wissenschaftliche Diskurs dabei vielerorts einen Türöffner für die englische Sprache in weiteren Bereichen darstellt, kann man schon jetzt beobachten. Denn auch bei der Besprechung administrativer Angelegenheiten oder im privaten Gespräch weichen Wissenschaftler immer öfter auf das Englische aus. Da entstehen oft groteske Situationen.

SPRACHE UND KREATIVES DENKEN

Oft wird auf einen »Unterschied der Kulturen« hingewiesen: Die Einzelsprachen als individuelle Instrumente der Wissensgenerierung spielten nur in den Geistes- und Kulturwissenschaften eine wichtige Rolle, welche ja stets einen

kulturell-historischen Hintergrund haben oder wo Sprache selbst Gegenstand der Forschung ist. In diesen Disziplinen sind die Ergebnisse der Forschung sprachlich oft genau an die Begriffe gebunden, in denen sie gefunden wurden und dann auch nur dargestellt werden können.

In den Natur- und Technikwissenschaften sowie in der Medizin, wahrscheinlich auch in den Sozialwissenschaften, hingegen sei der Gebrauch eines Einheitsidioms unproblematisch. Diese Ansicht gründet auf einem objektivistischen Standpunkt, der von der Existenz einer einzigen, unbezweifelbaren »Wahrheit« ausgeht, welche objektiv gegeben und sprachunabhängig erkennbar sei. So scheinen die zum Beispiel in der biomedizinischen Forschung eingesetzten bildgebenden Verfahren in der Tat neue Instrumente der Erkenntnis anzubieten, denen gegenüber die natürliche Sprache in den Hintergrund tritt.

Dies dürfte auf eine gefährliche Verkürzung der Welt-sicht hinauslaufen. Die Naturwissenschaft will nicht bei Beobachtung und Beschreibung stehen bleiben, sondern sie will Antworten auf »Warum«-Fragen geben, also Sachverhalte kausal erklären. Dazu bedarf es der Generalisierung des Einzelfalles und wissenschaftlicher Abstraktion, welche das Beobachtete als Teil einer übergeordneten Gesetzmäßigkeit einordnet. Dies mündet in die Formulierung einer Hypothese, aus der dann weitere, noch nicht beobachtete Tatsachen ableitbar sind und die daher bereits eine transempirische Komponente enthält. Das bedeutet, dass Voraussagen gemacht werden können über bislang noch nicht beobachtete Einzelfälle. Die Überprüfung solcher Voraussagen an der Realität erfolgt im Experiment und führt zur Preisgabe, zur Modifikation oder zur vorläufigen Beibehaltung der ursprünglichen Hypothese. In letzterem Falle kann diese in eine Theorie gleichen Inhaltes übergeführt werden, welche in weiteren Zyklen wiederum mit neu beobachteten Tatsachen abgeglichen wird. Die kognitive Naturwissenschaft ist also ein rekursiver Prozess, der sich stets selbst in Frage stellt.

Der eigentlich kreative Akt im Prozess der Erkenntnisgenerierung sind nicht Experiment und Messung, die gewiss sprachinvariant sein sollten, sondern die Formulierung der Hypothese, welche dem Experiment vorausgehen muss. Bei der Gewinnung von Hypothesen sowie bei der Konstruktion von Theorien spielt sprachgebundenes und sprachgeleitetes Argumentieren eine Rolle, die meist völlig unterschätzt wird. Selbst die durch bildgebende Verfahren generierten Daten sind und bleiben Artefakte, über deren letzte Interpretation gestritten werden muss – und zwar mit den Mitteln der natürlichen Sprache. Genau dies meinte wohl der Physiker Werner Heisenberg, als er den Satz schrieb: »Wissenschaft entsteht im Gespräch.« Naturerkenntnis widerspricht häufig den Vorstellungen des gesunden Menschenverstandes. Dies ist der Preis wissenschaftlicher Abstraktion. Die Strukturierung der Welt bedarf theoretischer Begriffe, mit deren Hilfe wir uns der Wirklichkeit im besten Falle asymptotisch

annähern können. Theorien können niemals eine objektiv gegebene »Wahrheit« abbilden, sondern sie sind Konstruktionen, die nur in unserem Geiste existieren und die eine potenzielle, vorläufige Perspektive auf Sachverhalte widerspiegeln, die den Sinnen nicht zugänglich sind. Theorien sind also unanschaulich, oft kontraintuitiv, können aber mit sprachlichen Mitteln (und nur mit diesen) vergegenwärtigt werden. Das gelingt, wenn man auf Bekanntes rekurriert, das oft aus ganz anderen Wirklichkeitsbereichen stammt. Neues können wir uns nur dadurch begreiflich machen, dass wir es in die bereits existierenden Wissensschemata einbetten. Das geschieht mittels Sprachbildern, die das Neue mit Hilfe des bereits vorhandenen Wissens erschließen und die grundsätzlich aus der Alltagssprache stammen.

JEDER MENSCH KOMMT (AUCH) ALS WISSENSCHAFTLER »ZUR WELT«

Der Prozess der Theoriebildung geht einher mit immer schärferer Begriffsbestimmung, Begriffszusammensetzungen, neuen Definitionen sowie mit dem allmählichen Übergang der Alltagssprachlich geprägten Beobachtungssprache zur Fachsprache. Wissenschaftssprache ist eine Sprachvarietät, die unlösbar mit der Gemeinsprache verbunden ist. Die Gemeinsprache speist die Fachsprachen, und umgekehrt wirken auch die Fachsprachen auf die Alltagssprache zurück. Der Philosoph und Physiker Carl Friedrich von Weizsäcker schrieb: »Die so genannte exakte Wissenschaft kann niemals und unter keinen Umständen der Anknüpfung an das, was man die natürliche Sprache oder die Umgangssprache nennt, entbehren. Es handelt sich stets nur um einen Prozess der vielleicht sehr weit getriebenen Umgestaltung derjenigen Sprache, die wir immer schon sprechen und verstehen.« Insofern ist jeder Mensch schon im Kindesalter, also wenn er die Welt erstmalig erkundet und Alltagssprachlich fasst, ein »geborener« Wissenschaftler. In manchen Disziplinen führt der Erkenntnisprozess zwar zur Entwicklung einer unanschau-

lichen, »theoretischen« Sprache. Ein Beispiel ist die Formelsprache der Mathematik. Doch auch diese muss erklärt werden können – und zwar mit Worten der natürlichen Sprache.

VON BEKANNTEM ZU NEUEM

Im Stadium der Theoriebildung, in der kreativen Phase, spielen also die jeweilige Muttersprache und deren Metaphern eine besondere, erkenntnisleitende Rolle. Denn die Muttersprache ist das präziseste Werkzeug, das der Veranschaulichung intuitiv-kreativen Denkens zu Gebote steht, und sie bestimmt über persönliche und kulturell geprägte Begriffsstrukturen und Argumentationsstrategien. Nur in der Muttersprache erschließen sich dem Forschenden intuitiv alle Nuancen, Assoziationen und Konnotationen eines Begriffes vollständig und augenblicklich, so dass sich ein erkenntnisleitendes »Netz von Bildern« entwickeln kann. In diesem »konstruktivistischen« Erkenntnisansatz, der keine objektiv gegebene Wahrheit sucht, sondern nur Annäherungen an sie für möglich hält, reicht ein Einheitsidiom, das grammatikalisch und lexikalisch stark verkürzt ist, nicht aus, um die Wirklichkeit möglichst zutreffend und umfassend begrifflich zu strukturieren und immer neu zusammenzusetzen. Der Gebrauch derjenigen Sprache, die man intuitiv und souverän beherrscht, also der eigenen Muttersprache, während der kreativen Phase der Hypothesengenerierung ist eine Voraussetzung für die Nutzung erkenntnisleitender Netze von Bildern, für das diskursive Erarbeiten neuer Ideen und damit für die Freiheit der Erkenntnis.

Liegen schließlich fertige Ergebnisse vor, lassen sich diese dann selbstverständlich auch in einer anderen Sprache mitteilen. Dabei verlangt die Übersetzung wiederum eine kritische Auseinandersetzung mit dem Forschungsgegenstand und ist daher selbst ein die Erkenntnis präzisierender Akt. Dies werden alle bestätigen, die einmal einen eigenen Text, gleich welcher Sprache, in eine andere übersetzt haben. Jede Sprache spiegelt und strukturiert die Erfahrungswelt auf jeweils eigene, immer nur annähernd zutreffende Weise.

DIE SPRACHLICHE DIMENSION DER FREIHEIT DER ERKENNTNIS

Wir sehen also, dass wissenschaftliche Abstraktion und theoretische Begriffe sich allein der Sprache verdanken. Nicht nur in den Geistes- oder Kulturwissenschaften, sondern auch in den Naturwissenschaften ist die Sprache nicht nur Medium zur Mitteilung von als gesichert geltendem Wissen, sondern auch und vor allem ein heuristisches Werkzeug. Auch in den Naturwissenschaften hat Sprache nicht nur eine extern-kommunikative Funktion, sondern viel mehr noch eine intern-kognitive Funktion.

Aus dem Gesagten folgt: Eine Bildungspolitik und ein Wissenschaftsbetrieb, die zulassen, dass wir weiterhin nur noch das Englische zu Lasten aller anderen (noch) wissen-

schaftstauglichen Sprachen ausbauen, vergehen sich – nicht zuletzt zu unseren eigenen Lasten – an der Freiheit der Erkenntnis.

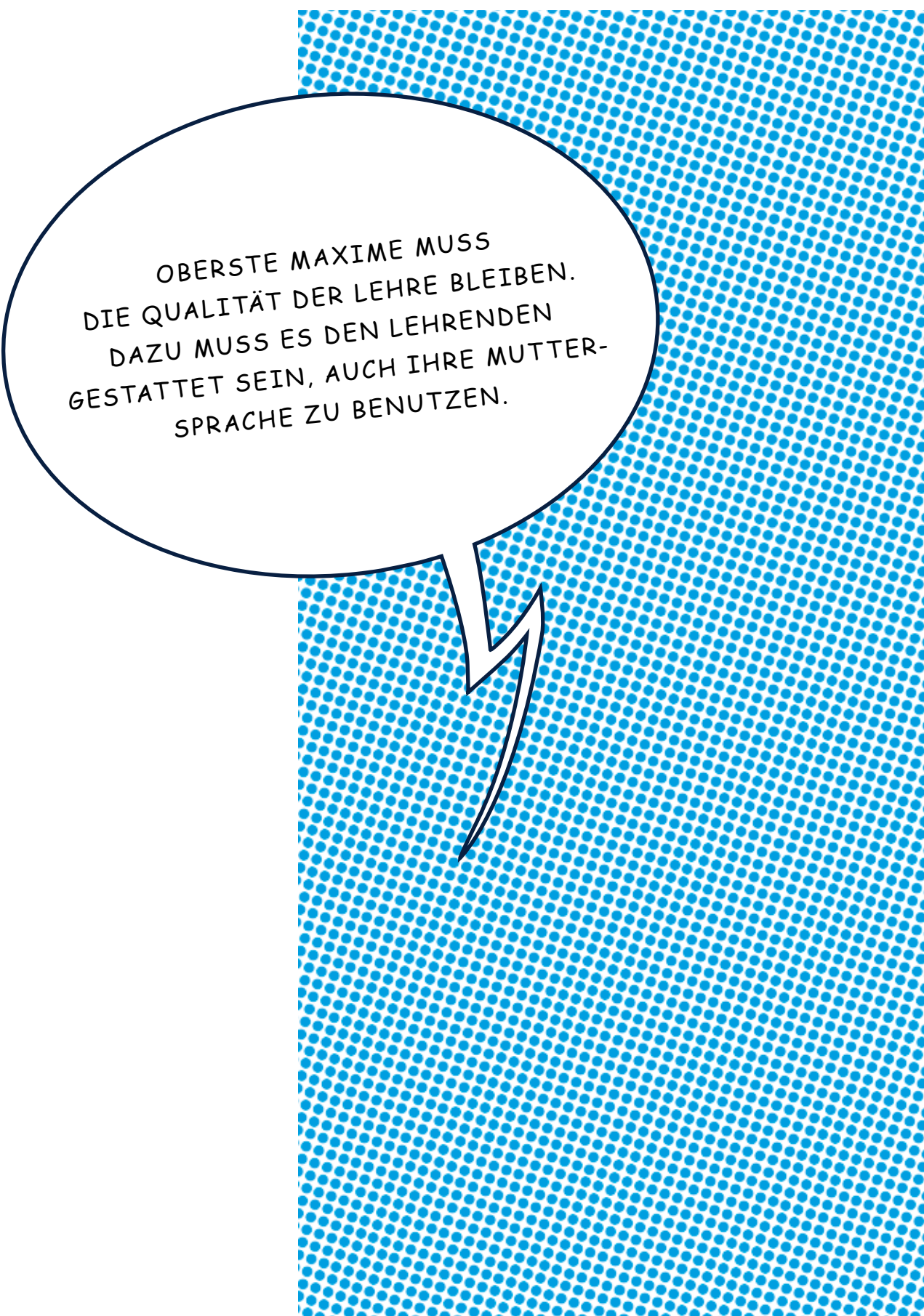
Zu der Einengung von Forschung und Lehre auf eine Einheitssprache, wie wir sie derzeit erleben, gibt es eine historische Parallele: die zu einem formelhaften Idiom erstarrte lateinische Universalsprache im Mittelalter und in der frühen Neuzeit. In dieser Zeit – der Scholastik – war man an Neuem nicht interessiert, es ging vielmehr nur um die Kompilation fertigen Wissens und vor allem um die ständige Affirmation »nicht anzweifelbarer«, d. h. als objektiv richtig behaupteter »Wahrheiten«. Dies war mithilfe einer Einheitssprache vielleicht möglich. Als es jedoch nicht mehr bloß darum ging, kanonisches Wissen immer wieder neu aufzuarbeiten, sondern das Verstehen der Natur, also das diskursive Erarbeiten neuen Wissens und ein theoriegeleiteter Erkenntnisprozess in den Mittelpunkt rückten, gelang dies nur durch den Rückgriff auf die Vernakulärsprachen.

Es war deshalb nur logisch im Sinne unserer modernen Erkenntnistheorie, dass ein noch nie da gewesener Aufschwung namentlich der empirischen Wissenschaften genau zu jenem Zeitpunkt einsetzte, als das lateinische Einheitsidiom aufgegeben wurde, der Wille zur Erkenntnis dieses sprachliche Gefängnis hinter sich ließ.

SPRACHE UND AKADEMISCHE LEHRE

Das internationale Wesen der Wissenschaften, ihr Streben nach Vollständigkeit der Erkenntnis sowie die Mehrsprachigkeit gehören nach dem bisher Gesagten untrennbar zusammen. Daher ist es ein gedanklicher Kurzschluss, wenn Universitäten im Zuge einer überstürzten »Internationalisierung« Englisch kompromisslos als Sprache der Lehre einführen. Dies steht sogar in offenem Widerspruch zu der in diesem Zusammenhang gerne beschworenen Erklärung von Bologna, die ausdrücklich zur »Achtung vor der





OBERSTE MAXIME MUSS
DIE QUALITÄT DER LEHRE BLEIBEN.
DAZU MUSS ES DEN LEHRENDEN
GESTATTET SEIN, AUCH IHRE MUTTER-
SPRACHE ZU BENUTZEN.

Vielfalt der Kulturen, Sprachen und Bildungssysteme« aufgerufen hatte. Die Anwerbung ausländischer Studenten ist selbstverständlich ein wichtiger Aspekt, jedoch kommen wir weder deren noch unseren eigenen Interessen entgegen, wenn wir den erfolgreichen Besuch studienvorbereitender oder -begleitender Sprachkurse nicht verbindlich voraussetzen. (Dem Irrglauben zum Trotz, dass »international« mit »englischsprachig« gleichgesetzt werden könne, hat sich inzwischen sogar gezeigt, dass die internationalen Studenten oft auch nur rudimentäre Kenntnisse in der englischen Sprache mitbringen.) Selbst jene Gaststudenten, die sich langfristig in Deutschland aufhalten und diese Entscheidung aus kulturellem Interesse getroffen haben, werden oftmals von der Kultur und der Sprache des Gastlandes ferngehalten. Man stellte fest, dass Ausländer, die mit guten Deutschkenntnissen nach Deutschland gekommen waren, diese nach wenigen Jahren verloren hatten. Untersuchungen zeigten indes, dass sich ausländische Studenten auf diese Weise ausgegrenzt fühlen und ein negatives Deutschlandbild nach Hause mitnehmen. Langfristige Bindungen, die auch nach der Rückkehr in die Herkunftsländer Bestand haben und die im eigenen Interesse der deutschen Wissenschaft und Wirtschaft liegen sollten, werden auf diese Weise mit Sicherheit nicht hergestellt.

In anderen europäischen Ländern wurde zudem gezeigt, dass Qualität und Erfolg der Lehre Einbußen erleiden, wenn Dozenten in der Lehre ihre Muttersprache ausblenden. Das hängt auch damit zusammen, dass selbst jenen Dozenten, die über exzellente Englischkenntnisse verfügen, das Bewusstsein für die historisch-kulturelle Prägung der fremden Sprache und ihres Wortschatzes fehlt. Komplexe Sachverhalte können sie niemals stilistisch so nuanciert und vor allem in so treffsicheren Bildern wiedergeben, wie das intuitiv in einer Muttersprache gelingt. Entsprechende Untersuchungen im deutschsprachigen Raum liegen nicht vor, sind jedoch ein dringendes Desiderat.

In der akademischen Lehre ist die epistemische Funktion der Sprache wichtiger als die kommunikative Funktion. Denn akademische Lehre, die bloß Informationen weitergibt, erstarrt. Gute Lehre gibt nicht nur Informationen, sondern bemüht sich um eine immer wieder erneute Erarbeitung des Wissens und bietet eine Teilhabe am Kreativprozess der Forschung. Lerninhalt ist die wissenschaftliche Methode selbst, exemplifiziert an vorhandenem, an behauptetem und erst recht an noch zu bestätigendem oder zu falsifizierendem Wissen. Ziel sollte der Aufbau von Wissen sein, das anhand theoriegeleiteter Kriterien repräsentiert wird; Ziel sollte die Hinführung zu selbstständigem kritischem Denken sein, zu der Fähigkeit, Aussagen zu hinterfragen, zu einem Denken in Zusammenhängen, das seine Ergebnisse ständig selbst in Frage stellt. Dies alles sowie die Vermittlung von Werten und Haltungen kann nicht in einer objektivistischen Haltung und unter Ausblendung von kulturell-historischen Bezügen und Prägungen gelingen.

Oberste Maxime muss die Qualität der Lehre bleiben. Dazu muss es den Lehrenden gestattet sein, auch ihre Muttersprache zu benutzen. Wenn die Qualität gewährleistet ist und wenn verbindliche Sprachlernprogramme umgesetzt werden, wird man keine Schwierigkeiten in der Anwerbung ausländischer Studenten haben, die Internationalität wird sich von selbst einstellen. Die gegenwärtige Politik hingegen läuft Gefahr, den Forschungs- und Ausbildungsstandort Deutschland weiter zu marginalisieren. Viele ausländische Studenten und Gastwissenschaftler wissen um die Beziehungen zwischen Sprache und Denken und sehen die Abschaffung der deutschen Wissenschaftssprache mit Unverständnis.

SCHLUSSFOLGERUNG

Die Mehrsprachigkeit Europas ist ein Wert, den es zu bewahren gilt. Im Hinblick auf die epistemische Funktion der Sprache sollte dies für Wissenschaft und Forschung in besonderer Weise gelten. Im Rahmen der zunehmenden Internationalisierung ist es daher hohe Zeit, dass die Wissenschaftspolitik, die Universitäten und andere Forschungseinrichtungen Maßnahmen im Sinne einer aktiven Sprachenpolitik einleiten. Es wird nötig sein, rezeptive und aktive Mehrsprachigkeit zu fördern, in der auch die Landessprache eine gebührende Rolle zu spielen hat. Das Englische als internationales Verständigungsmedium steht dabei nicht zur Disposition. Jedoch sollte im Sinne der sprachlichen Vielfalt und der Pluralität der Forschungsansätze an Hochschulen insbesondere die jeweilige Muttersprache als Wissenschaftssprache gepflegt und weiterentwickelt werden. Die bereits existierenden Sprachkurse für Ausländer müssen ausgebaut und verpflichtend gemacht werden, – es sei denn, es handelt sich um Kurzaufenthalte. Grundsätzlich sollten Wissenschaftler mehr Sprachen (zumindest passiv) beherrschen als nur ihre Muttersprache und das Englische. Die Abwertung der deutschen sowie anderer Sprachen im Sinne ihres Rückzuges aus ganzen Wissens- und Gesellschaftsbereichen, wie wir sie derzeit insbesondere in den Naturwissenschaften erleben, wird nicht nur die Einzelsprachen und die kulturelle Vielfalt, sondern auch die Wissenschaften inhaltlich beschädigen.

Professor Dr. med. Ralph Mocikat ist Immunologe und Molekularbiologe und arbeitet im Bereich der Grundlagen-Immunologie und experimentellen Onkologie. Er ist Mitverfasser der »Sieben Thesen zur deutschen Sprache in der Wissenschaft«, die inzwischen von fast 250 Persönlichkeiten unterzeichnet wurden (www.7thesenwissenschaftssprache.de), sowie Mitbegründer und Erster Vorsitzender des »Arbeitskreises Deutsch als Wissenschaftssprache« (ADAWIS) e.V. (www.adawis.de).

Privatdozent Dr. rer. nat. Hermann H. Dieter ist Humantoxikologe und Leiter des Fachgebietes »Toxikologie des Trink- und Badebeckenwassers« des Umweltbundesamtes. Intensive wissenschaftliche Beratungs-, Bewertungs-, Vortrags- und Publikationstätigkeit zur Toxizität von Stoffen im Trinkwasser und zur Trinkwasserhygiene (ca. 150 deutsch- oder englischsprachige Publikationen und Beiträge zu Büchern). Zweiter Vorsitzender des »Arbeitskreises Deutsch als Wissenschaftssprache« (ADAWIS) e.V.

Innovation

Text: Hans-Martin Gauger

»... dass es anders
werden muss,
wenn es besser
werden soll«
Nachdenken
über den Begriff
»Innovation«

SEIT LÄNGEREM SCHON tönt uns überall das Wort entgegen – für sich selbst oder in Zusammensetzungen: *Innovationsplan*, *Innovationsimpuls*, *Innovationsschub*, *Innovationsanstrengung*, *Innovationspotential*. Bundeskanzler Schröder hatte einen ‚Innovationsrat‘ für Forschung, Technologie (und so weiter) einberufen. Ich weiß nicht, was aus ihm geworden ist. Dann natürlich das zugehörige Eigenschaftswort *innovativ*. Es ist das positive Prädikat schlechthin.

Besonders als Wissenschaftler hat man innovativ zu sein. Bei ihm (oder ihr) gehört innovativ, etwa in den Evaluationen, zu den möglichen kostbaren Eigenschaften, auf die offiziell zu achten ist. Es steht in den Handreichungen, die den Evaluierenden vorher zugesandt werden. »Innovativ und kreativ« muss ein Wissenschaftler, ein Gelehrter sein. Als ob kreativ nicht genügt!

ES IST DA ein Fall von Vernebelung durch Sprache. Und es ist höchste Zeit – sprachkritisch und kritisch überhaupt – daran zu erinnern, dass sinnvollerweise die Wörter *Innovation* und *innovativ* nur in neutralem Sinn zu verwenden sind. Gegenwärtig werden sie aber ausschließlich positiv verwendet und zwar äußerst positiv. Positiveres, Größeres, Schöneres als Innovation scheint es jetzt für viele gar nicht geben zu können. Dies ist aber doch eigentlich – schon eine kurze Überlegung müsste es deutlich machen – pure Gedankenlosigkeit. Denn es gibt doch ganz offensichtlich zwei Arten von Innovationen: positive und negative. Das Alte, das schon da war, war nicht

immer besser, natürlich nicht, als das Neue, das kam. Aber das Neue war oder ist auch nicht immer besser als das Alte war.

Eigentlich gibt es im Blick auf Innovationen stets zwei Dinge zu prüfen. Zunächst ist zu prüfen, ob das, was ›Innovation‹ genannt wird, tatsächlich eine ist. Also die Frage: ist es wirklich neu? Oder: in welcher Hinsicht ist es neu? Denn ganz Neues gibt es gar nicht so häufig. Und Innovationen tun oft so, als seien sie völlig neu. Dann muss geprüft werden, ob das Neue, das die Innovation brachte oder das sie bringen würde, besser war oder wäre als das, was schon da war oder ist. Das gilt im Raum des Politischen, in der Lebenswelt und auch in den Wissenschaften, die ja auch etwas wie durchgehend rationale Lebenswelten sind, in denen die Wissenschaftler ja nicht ausschließlich, sondern nur als Wissenschaftler leben.

MUSS MAN KONSERVATIV sein, um daran zu erinnern? Eigentlich doch nicht. Die heute übliche Verwendung der Wörter *Innovation* und *innovativ* setzt naiv voraus, dass das Neue überhaupt nur positiv sein kann. Das bekannte und so modern klingende Wort von Lichtenberg »Ich weiß nicht, ob es besser wird, wenn es anders wird. Ich weiß nur, dass es anders werden muss, wenn es besser werden soll« ist da weit vorsichtiger, realistischer, vernünftiger. Oder vielmehr: es ist vernünftig.

Natürlich: wenn die Situation insgesamt schlecht ist, ist die Wahrscheinlichkeit, dass eine Innovation positiv sei, weit größer. Selbst dann aber kann

man nicht sicher sein. Die Innovation könnte ja noch schlechter sein als das, was es jetzt schon ist. Die Spanier haben ein abgründig pessimistisches Sprichwort: »Das Schlechte, das man schon kennt, ist besser als das Gute, das man erst kennenlernen soll«, »Más vale malo conocido que bueno por conocer«. Unter dieses umfassend skeptische Verdikt fällt jede Veränderung. Es ist witzig, aber nicht klug.

ALSO: INNOVATION IST nicht, allein weil sie Innovation ist, schon positiv. Und: wer eine Innovation will, hat eine doppelte Bringschuld: Er muss zeigen, dass oder in welcher Hinsicht das von ihm Vorgeschlagene tatsächlich eine Innovation ist, und muss zweitens zeigen, dass es eine Besserung bringt gegenüber dem, was schon ist. Oder zumindest, dass es eine Besserung bringen könnte, denn in der Tat kann man dies nicht immer vorher schon sicher sagen, und manches muss auch erst ausprobiert werden dürfen. Dies gilt vor allem in den Wissenschaften, die ja auch etwas wie eine Spielwiese sind. Da wäre es ganz falsch, gleich nach Zwecken und Wirkungen zu fragen. Dies heißt dann aber auch: Sinnvolle Innovation setzt voraus, dass das, was ist, zunächst einmal so gesehen wird, wie es tatsächlich ist. Wenn aber das Bestehende klar als negativ erkannt wurde und die ins Auge gefasste Veränderung wirklich eine ist und Besserung wirklich verspricht, sollte man innovieren in der Tat.

Postscriptum. Ich sprach hier im Blick auf ›Innovation‹ von der Wissenschaft, der Politik und von dem, was der Philosoph Edmund Husserl mit einem schönen Ausdruck »Lebenswelt« nannte (und in diese greift das Politische ja durchaus ein). Ich habe hier nicht vom Ästhetischen gesprochen. Da bin ich nämlich unsicher. Da könnte es sein (die Sache wäre zu prüfen), dass Innovation für sich selbst schon etwas Positives ist. »Kinder, schafft Neues!«, sagte einst Richard Wagner, und da meinte er ganz ohne Zweifel die Kunst.

Professor Dr. Hans-Martin Gauger war bis zu seiner Emeritierung 2000 Professor für Romanistik in Freiburg i.Br. 1994 erhielt er den Karl-Vossler-Preis des Freistaates Bayern. Der Text erschien zuerst im Internet-Forum Sprachkritik der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung www.deutscheakademie.de/sprachkritik/.

AMMERLAND | HOLZHAUSER MUSIKTAGE
09.07.-22.07.2011

AMMERSEE-REGION | KRIMIFESTIVAL
FÜNFSEENLAND 2011 | 03.04.-03.07.2011

ANDECHS | ORFF IN ANDECHS
28.05.-07.08.2011

ANSBACH | ANSBACHER ROKOKOFESTSPIELE
01.07.-06.07.2011

ANSBACH | BACHWOCHE
30.07.-06.08.2011

ANSBACH | LESART – ANSBACHER LITERATURTAGE
06.11.-13.11.2011

ANSBACH | LESELUST
05.04.-15.04.2011

ASCHAU | FESTIVO – MUSIK IM CHIEMGAU
30.07.-14.08.2011

AUGSBURG | AUGSBURGER MOZARTFEST
13.05.-22.05.2011

AUGSBURG | AUGSBURGER JAZZ-SOMMER
13.07.-14.08.2011

AUGSBURG | BAYERISCHE KAMMERPHILHARMONIE –
KONZERTREIHE UN-ER-HÖRT | 13.07.-14.08.2011

BAD ENDORF | 15. OPERNFESTIVAL GUT IMMLING
18.06.-14.08.2011

BAD KISSINGEN | KISSINGER SOMMER
17.06.-17.07.2011

BAD KÖTZTING | WALDFESTSPIELE
23.07.-07.08.2011

BAD REICHENHALL | ALPENKLASSIK
19.08.-29.08.2011

BAMBERG | TAGE ALTER MUSIK
13.05.-05.06.2011

BAMBERG | TAGE DER NEUEN MUSIK
28.05.-05.06.2011

BAMBERG | CALDERÓN-FREILICHTAUFFÜHRUNGEN
02.07.-23.07.2011

BAMBERG | 29. BAYERISCHE THEATERTAGE
24.05.-11.06.2011

BAMBERG | SOMMER OPER BAMBERG
11.09.-12.10.2011

BAYERNWEIT | EUROPA-TAGE DER MUSIK
08.07.-10.07.2011

BAYREUTH | BAYREUTHER OSTERFESTIVAL
22.04.-01.05.2011

BAYREUTH | MUSICA BAYREUTH
06.05.-15.05.2011

BAYREUTH | RICHARD-WAGNER-FESTSPIELE
25.07.-28.08.2011

BAYREUTH | FESTIVAL JUNGER KÜNSTLER
03.08.-30.08.2011

COBURG | COBURG LIEST! –
8. COBURGER LITERATURTAGE | 09.04.-15.04.2011

COBURG | INTERNATIONALES SAMBA-FESTIVAL
08.07.-10.07.2011

DINKELSBÜHL | SOMMERFESTSPIELE
15.05.-21.08.2011

EBRACH | EBRACHER MUSIKSOMMER
15.05.2011-29.01.2012

ERLANGEN | 17. INTERNATIONALES FIGURENTHEATER-
FESTIVAL | 13.05.-22.05.2011

ERLANGEN | ARENA DER JUNGEN KÜNSTE
31.05.-05.06.2011

ERLANGEN | ERLANGER POETENFEST
25.08.-28.08.2011

FALKENSTEIN | BURGHOFSPIELE FALKENSTEIN
25.06.-23.07.2011

FEUCHTWANGEN | KREUZGANGSPIELE FEUCHTWANGEN
29.05.-13.08.2011

FURTH IM WALD | WALDBÜHNE
25.06.-15.08.2011

FURTH IM WALD | FURTHER DRACHENSTICH
05.08.-22.08.2011

GARMISCH-PARTENKIRCHEN | RICHARD-STRAUSS-
FESTIVAL | 04.06.-10.06.2011

GARMISCH-PARTENKIRCHEN | KULTURSOMMER
25.08.-25.09.2011

GEMÜNDEN | SCHERENBURG-FESTSPIELE
06.07.-15.08.2011

GIEBELSTADT | FLORIAN-GEYER-FESTSPIELE
08.07.-23.07.2011

HERRENCHEMSEE | FESTSPIELE HERRENCHEMSEE
11.07.-24.07.2011

HOF | 45. INTERNATIONALE HOFER FILMTAGE
25.10.-30.10.2011

INGOLSTADT | INGOLSTÄDTER LITERATURTAGE
09.05.-15.05.2011

INGOLSTADT | INGOLSTÄDTER JAZZTAGE
16.10.-06.11.2011

INN – SALZACH | MUSIKSOMMER ZWISCHEN INN
UND SALZACH | 28.05.-11.09.2011

IRSEE | KLANG UND RAUM – MUSIKFESTIVAL
26.08.-04.09.2011

KALTENBERG | KALTENBERGER RITTERTURNIER
08.07.-24.07.2011

KEMPTEN | KEMPTENER JAZZFRÜHLING
30.04.-08.05.2011

KLINGENBERG AM MAIN | CLINGENBURG-FESTSPIELE
22.06.-31.07.2011

KREUTH | OLEG KAGAN MUSIKFEST
06.07.-16.07.2011

KRONACH | FAUST-FESTSPIELE
29.06.-27.08.2011

LANDSHUT | LANDSHUTER HOFMUSIKTAGE ITALIA –
EUROPÄISCHES FESTIVAL FÜR ALTE MUSIK | 09.07.-18.07.2011

LANDSHUT | 15. LANDSHUTER LITERATURTAGE
21.03.-08.04.2011

LANDSHUT | BURGENFESTSPIELE NIEDERBAYERN
09.07.-18.07.2011

LICHTENEGG | LICHTENEGGER BURGFESTSPIELE
15.07.-29.07.2011

MARKTOBERDORF | INTERNATIONALER KAMMER-
CHOR-WETTBEWERB | 10.06.-15.06.2011

MITTELFRANKEN | MUSICA FRANCONIA
07.07.-11.11.2011

MÜNCHEN | BALLETTFESTWOCHE 2011
21.04.-30.04.2011

MÜNCHEN | MÜNCHNER OPERNFESTSPIELE
25.06.-31.07.2011

MÜNCHEN | FILMFEST MÜNCHEN
24.06.-02.07.2011

MÜNCHEN | MÜNCHNER BÜCHERSCHAU
10.11.-27.11.2011

MÜNCHEN | ANDERE BÜCHER BRAUCHT DAS LAND
BÜCHER.BILDER.BAZAR 2011
MARKT UNABHÄNGIGER VERLAGE
25.11.-27.11.2011

MUHR AM SEE | ALTMÜHLSEEFESTPIELE
18.06.-13.08.2011

NEUNBURG | BURGFESTSPIELE VOM HUSSENKRIEG
09.07.-06.08.2011

NÜRNBERG | INTERNATIONALE ORGELWOCHE
MUSICA SACRA | 20.05.-29.05.2011

NÜRNBERG | NÜRNBERGER BARDENTREFFEN
29.07.-31.07.2011

OBERAUDORF | MUSIKTAGE OBERAUDORF REISACH
04.06.-26.06.2011

OBERSTDORF | OBERSTDORFER MUSIKSOMMER
28.07.-18.08.2011

OTTOBEUREN | OTTOBEURER KONZERTE
28.05.-26.09.2011

PASSAU | HAUZENBERG – PFINGST-OPEN-AIR
10.06.-12.06.2011

PASSAU | BURGENFESTSPIELE NIEDERBAYERN
AUF DER VESTE OBERHAUS | 04.06.-26.06.2011

PASSAU | FESTSPIELE EUROPÄISCHE WOCHEN
23.06.-31.07.2011

PASSAU | EUROPÄISCHES JUGEND MUSIKFESTIVAL
PASSAU | 14.10.-18.11.2011

PEGNITZ | PEGNITZER SOMMERKONZERTE
03.07.-07.08.2011

PFÄFFENWINKEL | MUSIK IM PFÄFFENWINKEL
26.06.-27.11.2011

POMMERSFELDEN | INTERNATIONALE SOMMER-
AKADEMIE COLLEGIUM MUSICUM | 20.07.-14.08.2011

REGENSBURG | INTERNATIONALES THURN UND TAXIS
KLEINKUNSTFESTIVAL UNITED COMEDY | 13.03.-16.04.2011

REGENSBURG | TAGE ALTER MUSIK
10.06.-13.06.2011

REGENSBURG | THURN UND TAXIS SCHLOSS-
FESTSPIELE | 15.07.-24.07.2011

REGENSBURG | BAYERISCHES JAZZ-WEEKEND
07.07.-10.07.2011

RIES | ROSETTI-FESTTAGE
01.06.-05.06.2011

RÖTTINGEN | FESTSPIELE RÖTTINGEN
BURG BRATTENSTEIN | 22.05.-14.08.2011

RÖTZ | DER GUTTENSTEINER – HISTORISCHES
FREILICHTSPIEL | 08.07.-06.08.2011

ROTH | ROTHER SCHLOSSHOFSPIELE
16.07.-14.08.2011

ROTHENBURG OB DER TAUBER | TAUBERTAL-
FESTIVAL | 12.08.-14.08.2011

SCHWABACH | LITERATURTAGE SCHWABACH
05.11.-13.11.2011

SCHWANGAU | SCHLOSSKONZERTE
NEUSCHWANSTEIN | 17.09.-25.09.2011

SCHWINDEGG | MUSIKFEST IM LANDKREIS MÜHL-
DORF NACHTSTÜCKE | 14.05.-01.06.2011

STRAUBING | JAZZ AN DER DONAU
14.07.-17.07.2011

TRAUNREUT | KULTURKREIS 72 E.V.
18.02.-27.11.2011

TRAUNSTEIN | TRAUNSTEINER SOMMERKONZERTE
29.08.-04.09.2011

TUTZING | TUTZINGER BRAHMSTAGE
09.10.-23.10.2011

WALDMÜNCHEN | TRENCK-FESTSPIELE
16.07.-19.08.2011

WASSERBURG | WASSERBURGER THEATERTAGE
26.05.-05.06.2011

WEIDEN | WEIDENER LITERATURTAGE
05.05.-15.05.2011

WEISENBURG | FESTSPIEL SOMMER BERGWALD-
THEATER | 04.06.-09.08.2011

WÜRZBURG | AFRICA FESTIVAL
02.06.-05.06.2011

WÜRZBURG | MOZARTFEST
27.05.-03.07.2011

WÜRZBURG | FESTIVAL UMSONST & DRAUSSEN
23.06.-26.06.2011

WÜRZBURG | WÜRZBURGER BACHTAGE
19.11.-27.11.2011

WUNSIEDEL | LUISENBURG-FESTSPIELE
23.05.-22.08.2011



AVISO EINKEHR
DER GASTHOF SCHRAMM IN ROCKENBRUNN



Text: Bernd Vollmar

IMMER UNTERWEGS, so könnte man den Berufsalltag eines praktischen Denkmalpflegers umschreiben. Er (oder sie) verbringt bei Wind und Wetter viel Zeit vor Ort, bei den Baudenkmalern und berät Eigentümer, Planer oder Handwerker. Ziel seines Bemühens ist der angemessene Umgang mit dem historischen Bestand. Einer der Gründungsväter der modernen Denkmalpflege, der Kunsthistoriker Alois Riegl, hat dazu um 1900 zwei Begriffe eingeführt: Da ist zunächst der sog. »Gegenwartswert«. Danach sollen Kulturdenkmäler keine Museen sein, sondern möglichst für den Zweck genutzt werden, für den sie ursprünglich entstanden sind. Ist das nicht mehr möglich, sollte eine Nutzung gefunden werden, welche die charakteristischen Eigenheiten eines historischen Gebäudes erhält. Dem eher pragmatischen »Gegenwartswert« stellt Riegl den emotionalen Begriff des sog. »Alterswertes« gegenüber. Ein Baudenkmal sollte nach einer Instandsetzung nicht »im neuen Glanz erstrahlen«, wie man oft lesen kann, sondern darf seine »Falten«, also die Spuren der Zeitläufte, auch der Veränderungen, beibehalten.

Nicht immer sind die Rahmenbedingungen für die Rieglschen »Werte« so günstig wie beim Brunnenhof in Rockenbrunn. Der »Gegenwartswert« reicht bereits mehr als 200 Jahre zurück; so lange nämlich gibt es hier eine Wirtshausnutzung. Anhand einer Instandsetzung der 1990er Jahre kann der »Alterswert« veranschaulicht werden: Die denkmalpflegerische Zielsetzung, den Bestand, wo immer nur möglich, zu reparieren und nicht zu erneuern, konnte hier vorbildlich umgesetzt werden, nach dem Motto: »So viel wie nötig und so wenig wie möglich und auf übertriebene Perfek-

tion verzichten.« »Faltiges« wurde weder glattgezogen noch aufpoliert. Die Verwitterungen der Sandstein-Quader hat man ebenso akzeptiert wie die historischen Putze der Fachwerkfassaden. Lücken und Fehlstellen wurden nur dann geschlossen und ergänzt, wenn es eindringende Feuchtigkeit zu verhindern galt. Das heutige Gasthaus versprüht somit einen vielleicht eher herben, aber umso urtümlicheren Charme.

IN FRÜHEREN ZEITEN besaß der Brunnenhof zweierlei Bestimmung: Einerseits wurde hier, am bewaldeten Fuß des Moritzberges, Quellwasser für eine Fischhaltung gefasst, gleichzeitig ergab sich ein kühler Sommerkeller. Dieser Zweckbau diente andererseits, gleich einer »Sommerfrische«, als beschaulicher Aufenthaltsort. Rockenbrunn geht auf eine ältere Anlage des 16. Jahrhunderts zurück, wurde kurz nach dem Ende des Dreißigjährigen Krieges, 1653, durch die Adelsfamilie Fürer von Haimendorf erneuert und war in seiner heutigen Form um 1718 vollendet gewesen. Die Fürer gehörten zum Patriziat, also zur herrschenden Schicht der ehemals freien Reichsstadt Nürnberg. Deren Bedeutung als Wirtschafts- und Kunstmetropole, schon zu mittelalterlicher Zeit, war nicht zuletzt durch die »Nürnberger Landschaft« begründet: In den Städten, Märkten und Dörfern um Nürnberg waren die Patrizierfamilien durch sog. Herrnsitze präsent. Spätestens seit der Renaissance und vor allem dann in der Barockzeit wuchs diesen Landsitzen neben dem politisch-wirtschaftlichen Hintergrund vermehrt auch eine kulturelle Bedeutung zu. Der Aufenthalt auf dem Land diente nun auch der Erholung, der »recreation«, wie man damals sagte. Jagd, Theater, Musik und Feste überhaupt, dazu gehörend natürlich gutes Essen und Trinken, waren angesagt. Ausdruck dieser adeligen Lebensform waren die sog. Lusthäuser, die das Angenehme mit dem Nützlichen verbanden. So war Rockenbrunn im 17. Jahrhundert Musen-Ort des »Pegnischen Blumenordens«, einer bedeutenden Nürnberger Dichtervereinigung. Kein Wunder, war doch ihr Gründer, der Patrizier Georg Philipp Harsdörffer, mit einer Tochter des Hauses Fürer verheiratet.

Der Begriff »Brunnenhof« ist wörtlich zu nehmen. Die Dreiflügel-Anlage birgt einen kleinen, aber beeindruckenden Innenhof. Augenfälliges Element ist der mit einer Balustrade überlieferte sogenannte

Fischkalter. Das noch heute für die Fischhaltung genutzte Wasserbecken erinnert an die berühmte Anlage im oberösterreichischen Benediktiner-Stift Kremsmünster. Und wenn eine lateinische Inschrift an der Südwand des Innenhofes den »eiligen Fremdling« einlädt, die Blicke schweifen zu lassen, braucht es wenig Phantasie, um sich hier eine adelige Gesellschaft vorzustellen, die bei sommerlicher Hitze in den schattigen Arkadennischen saß und sich an »teutscher« Poesie ebenso wie an Fisch, Wein oder Bier labte. Zudem konnte man in der oberhalb des Brunnenhofes gelegenen Gartenanlage »lustwandeln«. In der Zeit um 1800 erwarb man eine Schankgerechtigkeit und seit 1857, jetzt in fünfter Generation, betreibt die Familie Schramm die Traditionswirtschaft.

OB IM SOMMER IM Innenhof um den Fischkalter oder im Winter in der gemütlich-rustikalen Wirtstube – dem Besucher bietet sich in jeder Jahreszeit zunächst hinreichend Gelegenheit, dem fränkischen Dialekt zu lauschen, den die Damen und Herren am Stammtisch bei einem »Bils« (= Pilsner), einem Hellen, Dunklen, Märzen oder Weizen-Bier pflegen. Ausgeschenkt wird regionales fränkisches Bier, dem von Kennern der Vorzug gegenüber dem südbayerischen eingeräumt wird – und natürlich kann man alternativ auch Frankenwein genießen. Das Essen ist fränkisch, besser gesagt mittelfränkisch. Neben den deftigen Brotzeiten gehören dazu, sehr subjektiv betrachtet, an erster Stelle Bratwürste: keine fingerkleinen Nürnberger Bratwürste, sondern in einer Größe, bei der man trotz bester Qualität zunächst nicht mehr als drei Stück ordern sollte. Sonn- und feiertags wird saisonorientiert aufgekocht: Es gibt das obligate »Schäuferle« (von der Schweineschulter, aus dem Ofen mit knuspriger Kruste), Sauerbraten, gebratene Ente oder »Jägerwild«. Und dann natürlich Fisch, wie er frischer nicht anzutreffen ist, er wird ja im Brunnenbecken »vorgehalten«. Unbeirrt vom drohenden (Küchen-)Schicksal ziehen Karpfen, Forellen, Saiblinge, Zwergwelse oder auch Störe gelassen ihre Bahnen. Franken ist bekanntlich ein Mutterland der Karpfenzucht. Es gibt Karpfen gebacken oder blau, manchmal auch geräuchert. Das Vorurteil, Karpfen sei ungenießbar, weil »muffig« oder er habe unendlich viele Gräten, kann hier trefflich abgebaut werden.

© Mannewitz, München

Dr. Bernd Vollmar hat Kunstgeschichte und Architektur studiert und ist Landeskonservator und Abteilungsleiter für Bau- und Kunstdenkmalpflege sowie Stellvertreter des Generalkonservators im Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege.

Wegbeschreibung
Autobahn A 9 Ausfahrt Lauf-Süd, Richtung Leinburg, am Ortseingang von Diepersdorf nach Haimendorf/ Ortsteil Rockenbrunn links abbiegen.

Gasthof Schramm
Inhaber: Fam. Schramm
Rockenbrunn 1 | 90552 Röthenbach
Telefon 09 120. 798
Öffnungszeiten: Montag, Mittwoch-Freitag ab 16 Uhr,
Samstag ab 15 Uhr, Sonntag ab 11 Uhr.
Dienstag Ruhetag.

aviso EINKEHR

DIE SCHÖNSTEN DENKMALGESCHÜTZTEN WIRTSHÄUSER UND GASTHÖFE IN BAYERN SIND (NOCH) NICHT SO BEKANNT WIE VIELE UNSERER SCHLÖSSER, BURGEN UND KIRCHEN. DAS MUSS SICH ÄNDERN! IN »AVISO EINKEHR« STELLEN WIR IHNEN DESHALB DIE SCHÖNSTEN KULINARISCH-BAVARISCHEN MUSENTEMPEL VOR: ALLE RESPEKTABLE UND AUTHENTISCHE ZEUGNISSE UNSERER REICHEN BAUKULTUR UND: IN ALLEN KANN MAN HERVORRAGEND ESSEN, IN MANCHEN AUCH ÜBERNACHTEN.

rechts Felicity Lott als Feldmarschallin
in der Inszenierung von Jürgen Rose und Otto Schenk
der Oper »Der Rosenkavalier. Richard Strauss.«
(Premiere am 20. April 1972 im Nationaltheater)

Ja ja oder: Es ist eh all's eins.

Der Rosenkavalier – eine Oper für alle Seelenlagen

Text: Roswin Finkenzeller

Weil der »Rosenkavalier« in den höheren Gesellschaftskreisen spielt, fallen wir nicht mit der Tür ins Haus, wohl aber mit dem Portal ins Palais. Und verkünden die These: Für alle gängigen, alle elementaren Seelenlagen findet sich in dieser Strauss-Oper ein treffender Ausdruck. Mindestens einer. Hugo von Hofmannsthals Libretto verdient jedes Lob, hat auch seit der Dresdner Uraufführung am 26. Januar 1911 so gut wie jedes bekommen, das soeben genannte aber noch nicht. Selbstverständlich – mit dieser Vokabel übrigens betritt der ebenfalls hereinplatzende Baron Ochs bombastisch die Szene – selbstverständlich könnte die einleitende Behauptung abgeschwächt werden, sei es aus Pedanterie, sei es aus Angst vor den Germanisten. Derlei Schnickschnack unterbleibe. Oktavian Maria Ehrenreich Bonaventura Fernand Hyazinth, der Rosenkavalier halt, hat auch nicht Rabatt gegeben. Außerdem greift die These bereits.

Fotos: © Wilfried Hiesl





links John Tomlinson als Baron Ochs von Lerchenau in einer Aufführung vom 6. Mai 2007 in der Inszenierung von Jürgen Rose und Otto Schenk der Oper »Der Rosenkavalier. Richard Strauss.« (Premiere am 20. April 1972 im Nationaltheater)

»Er ist, mein' ich, ein Kavalier? Da wird Er sich halt gar nichts denken.«

1. Siehe die Lebenskunst, Einwände zu entkräften oder, viel eleganter, in sich zusammenfallen zu lassen. Erklärt jetzt immer noch jemand, er wisse nicht, was er sich bei besagter These denken solle, verdient er die Replik der Marschallin, einer der souveränsten Damen der Operngeschichte: »Er ist, mein' ich, ein Kavalier? Da wird Er sich halt gar nichts denken.«

2. Im Grunde ist ohnehin alles gleichgültig. Ob sie sich aus Nonchalance verführen lasse, ob sie vor Empörung das ganze Haus zusammentrommele oder aus Verzweiflung ins Wasser gehe, ist dem Mariandl, angeblich Jungfer und angeblich Kammerzofe, für ein paar langsame Walzertakte ziemlich egal. »Es ist ja eh all's eins.« Da wir uns andauernd in Wien befinden, genauer in einem Beisel, auf gut deutsch in einem Séparée mit Esstisch und Doppelbett, in einem Extrazimmer, wie der Librettist es nennt, darf der Mezzosopran durchaus »oiss ahns« intonieren. Es ist ja eh alles ganz anders. Hinter Mariandl steckt der siebzehnjährige Titelheld, hinter dem sich eine Sängerin verbirgt. Die hat sich in ein Fräulein zurückverkleidet, weil er, den sie verkörpert, aus Lust und Laune einen Lustmolch foppt. Ins Wasser ginge Oktavian nie und nimmer, und schon gar nicht ließe er sich von dem Ekel Ochs verführen. Je mehr der Kummer Theater ist, desto

besser kommt die Lebensweisheit heraus. Bei der Verwandlung eines falschen Seufzers in eine ewige Weisheit hilft Richard Strauss nach. Das Orchester begleitet pianissimo; die abfallende Chromatik (e – dis – d) von »Es ist ja« erlaubt der Sängerin ein Optimum an Weinerlichkeit.

3. Die Erkenntnis, in die Bredouille geraten zu sein. Ochs singt: »Was einem Kavalier mit all's passieren kann in dieser Wiener Stadt.« Wer sich als Kavalier versteht, wird auch so großzügig sein, Wien mit anderen Städten zu verwechseln, und sei es mit München, wo einem Mannsbild, Hofmannsthal hätte kaum widersprochen, erstaunlich viel zustoßen kann, sofern es nicht fleißig aufpasst. Sind alle Leser überzeugt? Nein. Der Bass ahnt das und hängt eine Kurzbemerkung von geradezu unheimlicher Übertragbarkeit an: »Wär' nicht mein Gusto hier.« Dieser Satz sitzt. Du wechselst die Tapete, weil oder worauf sich seine Richtigkeit erweist. Er stimmt in alten Schlössern und in demnächst verfallenden Neubauwohnungen, in Gefängnissen und Kernspin-Röhren, in Wartezimmern von 9 bis 12 und auf offenen Bahnsteigen um 23 Uhr, in Großraumbüros und schrecklich beliebten Ausflugslokalen, in faden Gegenden und überhaupt jenen Örtlichkeiten, denen Hofmannsthal eine dritte, mehr metaphysisch getönte Wortfolge widmet: »Da ist eins gar zu sehr in Gottes Hand. Wär' lieber daheim.«

4. Nach dem Raum die Zeit. »Jetzt wird gefrühstückt«, befiehlt die Marschallin. »Jedes Ding hat seine Zeit.« Wollte Oktavian vielleicht schmuse und nicht essen? Aber ich bitte Sie, wir sind bei Hofmannsthal. Der Rosenkavalier hat nur zu viel parliert, auch zu viel geschmolzt, und soll sich nun zu einem sehr zärtlichen Frühstück bequem – einem wie zärtlichen, bestimmt im Orchestergraben das Melos zweier A-Klarinetten. Kurz darauf gesteht die Marschallin ihrem Liebhaber, vergangene Nacht habe sie geträumt, und zwar von ihrem Mann, dem Feldmarschall. Oktavian ist ent-

setzt: »Heute nacht! Heute nacht!« Zutreffend erklärt die Geliebte, sie schaffe sich ihre Träume nicht an. Nicht minder richtig läge das Publikum, vergleiche es den Traum der Ehebrecherin mit der von ihr soeben verkündeten Weisheit, dass jedes Ding seine Zeit habe. Das Strauss-Publikum vergleicht aber nicht, sondern genießt den Ehebruch.

5. Die Vergänglichkeit. Die des Lebens, zuerst aber einmal die der Jugend und etwas später die der Jugendlichkeit. Die Marschallin: »Manchmal steh' ich auf, mitten in der Nacht, und lass die Uhren alle, alle stehn.« Zuvor die Kernaussage, so komponiert, dass kein Wort verloren geht: »Mein lieber Hippolyte, heut haben Sie ein altes Weib aus mir gemacht.« Natürlich ist damit auch der arme Friseur gemeint, aber nicht nur, bei weitem nicht nur.

6. Jedes Ding hat seine Zeit und mit ihr auch sein Ende. »Versteht Er nicht, wenn eine Sach' ein End' hat?« herrscht die Marschallin den Baron an, ihn allein, doch angesprochen fühlen darf sich jeder Teil des Publikums. Die »Sache«, um die es geht oder besser ging, muss ja nicht unbedingt die Aussicht auf eine finanziell höchst erstrebenswerte Ehe sein. Verhältnisse und Beziehungen der unterschiedlichsten Art steuern auf ein Ende zu, sogar ein »Rosenkavalier«-Artikel in »avisos«. Womit der Moment gekommen ist, Hofmannsthals Kollegen Richard Wagner zu zitieren. Wohl heißt es im »Rheingold«: »Alles, was ist, endet.« Doch die ganze Nibelungen-Tetralogie endet drei Opernabende später. Auch bei uns im »Rosenkavalier« muss der Baron erst einmal seinen furiosen Abschied nehmen.

7. Kein guter Verlierer sein, sondern ein stolzer. Die Hauptdarsteller, und ihrer sind mehrere, die Nebendarsteller, und ihrer sind eine Menge, sowie die Komparsen und alsbald sämtliche abwesenden Wiener wissen, wie unsterblich sich Baron Ochs auf Lerchenau blamiert hat. Ein abgeblitzter Verehrer. Einer, der vergebens auf eine saftige Mitgift gehofft hatte. Einer, der ein argloses Mädchen missbraucht hätte, wenn es denn ein argloses Mädchen gewesen

wäre. Einer, der bereits den Vorstadts-Unterkommissarius am Hals hat. Sehr viele Augenpaare sind auf ihn gerichtet. Da reißt er sich zusammen, so sehr, dass die Orchestermusiker vor lauter Schreck eine Generalpause einlegen, und schreit mehr, als dass er sänge: »Leopold, wir gehn.« Und er geht mit seinem Diener, tritt erhobenen Hauptes ab, ein Herr seiner Entschlüsse, zumindest dieses einen. Es ist nicht so wichtig, ob der Bassist »wir gehn« oder »mir gänga« ruft. Es kommt nur darauf an, dass ein der Lächerlichkeit preisgegebener Windhund die Freiheit der Entscheidung zurückgewinnt und damit eine sprachliche Banalität in ein geflügeltes Wort verwandelt. Zu Ehren seines Abgangs bricht, vokal und instrumental, ein polyphoner Tumult aus. Der Kerl geht, und das Ensemble bleibt. Deshalb bleiben auch wir.

8. Das Glück, das überschwänglich simple und dann das tiefe. Schneller Walzer. Baron Ochs, nur zu gerne denken wir seiner, jubelt ohrwurmreif: »I hab' halt schon einmal ein Lerchenauisch Glück.« Hingegen haben bei der Überreichung der Silbernen Rose Sophie und Oktavian, das sich durchsetzende Liebespaar, ein Stück Hofmannsthalscher Philosophie und einen der wunderbarsten Einfälle des Komponisten vorgetragen: »Wo war ich schon einmal und war so selig?« Im Augenblick nie gekanntes Glück, davon war der Dichter überzeugt, ist den verblüfften Menschen diese Empfindung nicht neu, sondern vertraut. Doch woher? Da Hofmannsthal die Frage andernorts und nicht auf der Bühne beantwortet, wird sie zurückgezogen.

9. Wahres Unglück. Die Marschallin will es sich und ihrem Liebhaber leicht machen – sich in ihrer Treue zu ihm und ihm in seiner Untreue zu ihr. Diese Frau ist nicht leichtlebig, doch wollte sie, sie wäre es. »Die nicht so sind, die strafft das Leben, und Gott erbarmt sich ihrer nicht.« Entschuldigung, aber die »Komödie für Musik« ist ein ernstes Werk.

10. Halsstarrigkeit alias Willenskraft, fehlgeleitet. Die eine sonore Männerstimme übertönt das Ensem-

ble mit dem Schlachtruf »Als Morgengabe«, die andere mit der Fanfare »Auf Lebenszeit«. Mittlerweile dürfte klar sein, wer es ist, der dem verdatterten Notar mehrfach erklärt, die Morgengabe habe gefälligst die Braut dem Bräutigam darzubringen und nicht etwa nach Gesetz er ihr. Auf die Lebenszeit hingegen und nicht auf irgendwelche Morgengaben pocht Herr von Faninal, der Bewunderer blaublütiger Schwiegersöhne. Sollte seine Tochter Sophie den schrägen Vogel, von dem abermals klar sein dürfte, wer er ist, nicht heiraten wollen, dann werde sie eben dazu gezwungen. Nütze auch das nichts, weil der Bräutigam womöglich verblute, dann heirate sie ihn eben als Toten. Weigere sie sich dann immer noch, werde sie schnurstracks ins Kloster gesteckt, natürlich auf Lebenszeit.

11. Die Generationen neigen zu einem gewissen gegenseitigen Unverständnis. Mit dem Wahrwort »Sind halt a so, die jungen Leut« tröstet sich Faninal über die Rosenkavalier-Handlung hinweg. Sind halt a so, die älteren Herren. Aber das sagt die Marschallin nicht. Sie sagt dazu nur:

12. »Ja ja.« Die klügste Person im ganzen Drama, die im ersten Akt lächelnd bemerkte, jetzt müsse sie wohl Oktavian dafür trösten, dass er sie über kurz oder lang werde sitzen lassen, und die im dritten Akt sich vornimmt, dem enttäuschten Vater Faninal etwas von seiner alten Munterkeit zurückzugeben, diese klügste und am meisten verletzte Person verabschiedet sich mit einer knappen Doppeldeutigkeit. Das Ja, der Inbegriff einer Bestätigung, wird durch Wiederholung nicht bekräftigt, sondern relativiert. Strauss verdeutlicht die Melancholie der Verdopplung durch den Septimensprung von dis nach e. Der eine oder andere Leser wird von der Fundstellen-These immer noch nicht überzeugt sein oder umgekehrt behaupten, ein wenig treffe sie auch auf Bühnenwerke zu, die nicht so einschlugen wie der »Rosenkavalier«. Ja ja.

Dr. Roswin Finkenzeller war lange Jahre Korrespondent der Frankfurter Allgemeinen Zeitung.



rechts Sophie Koch als Oktavian in einer Aufführung vom 6. Mai 2007 in der Inszenierung von Jürgen Rose und Otto Schenk der Oper »Der Rosenkavalier. Richard Strauss.« (Premiere am 20. April 1972 im Nationaltheater)

WIE KOMMT DAS HOLZ VOR DIE HÜTTN?

WALDGESCHICHTE(N) AUS BAYERN

Text: Christoph Bachmann und Elisabeth Weinberger



oben Der Waldbesitz der Reichsstadt Nürnberg: 1562/63 fertigte der Nürnberger Kartograph Nöttelein die »große Nürnberger Wald- und Fraischkarte« mit den Wäldern Sebaldi und Lorenzi an.

**ZU FÄLLEN EINEN SCHÖNEN BAUM
BRAUCHT'S EINE HALBE STUNDE KAUM.
ZU WACHSEN, BIS MAN IHN BEWUNDERT,
BRAUCHT ER, BEDENK ES, EIN JAHRHUNDERT.**

DIE VERSE VON Eugen Roth sprechen vielen Menschen und Naturliebhabern aus der Seele, weil sie in ihrer Schlichtheit eine unumstößliche Wahrheit ausdrücken und uns aber gleichzeitig den Wert und den Respekt vor der uns umgebenden Flora zu vermitteln suchen. Wenige Menschen haben die Gelegenheit, selbst zu erleben, was es heißt, das Holz für den Ofen mit der Säge und den eigenen Händen aus dem Wald in die Holzhütte oder vor die Hauswand zu bringen. Wer diese Erfahrungen kennt, wem die Gelenke schmerzen und der Rücken wehtut, der weiß eine warme Stube und ein warmes Bad zur Entspannung nach der anstrengenden Arbeit im Wald besonders zu schätzen. Der Wald spielt im täglichen Leben der Menschen in einer industrialisierten Gesellschaft nur mehr eine marginale Rolle. Das Wissen über die Bedeutung des Waldes für das Leben schwindet mit den fehlenden Erfahrungen zusehends. Vor allem Kinder und junge Menschen können oft keinen direkten Bezug herstellen zwischen dem Wald und ihrem Alltag. Weniger als zwanzig Prozent der Jugendlichen halten sich gerne in der freien Natur auf und sammeln dort eigene Erfahrungen; gleichwohl empfindet der Großteil der Kinder die Nutzung des Waldes für die Jagd oder die Holzwirtschaft als verwerflich. Jäger

und Förster werden als Störenfriede betrachtet, die den Wald vernichten, indem sie Bäume fällen oder Tiere töten. Nachhaltigkeit ist für die meisten ein Fremdwort.

»Nachhaltigkeit« – ein Wort aus der Holzwirtschaft

In diesem Zusammenhang ist »Bildung für nachhaltige Entwicklung« zu sehen, das Motto, unter dem die UNESCO eine UN-Dekade von 2005 bis 2014 ausgerufen hat. In Folge der Ergebnisse der Erdkonferenz von Rio 1992 und der Folgekonferenz in Johannesburg 2002 wurde der Bildung eine Schlüsselrolle zugesprochen, um eine nachhaltige Entwicklung zu erreichen. Gemeint ist damit das Erreichen der Fähigkeit, aus Gegenwartsanalysen und Zukunftsstudien Schlussfolgerungen zu ziehen und Entscheidungen zu treffen, die einen nachhaltigen Entwicklungsprozess möglich machen. Aus der Sicht von Historikern und Archivaren gehört dazu unbedingt auch die Auseinandersetzung mit der Geschichte, getreu dem Motto »Ohne Vergangenheit keine Zukunft«. Das in dieser Bildungsdekade liegende Jahr 2011 wurde von den Vereinten Nationen zum Internationalen Jahr der Wälder ausgerufen.

rechts Frühmittelalterliche Rodung: In einer Urkunde vom 1. Dezember 811 bestätigt Kaiser Karl der Große dem Grafen Bennit den Besitz von Rodungen zwischen Werra und Fulda.



DIES BIETET DEM Bayerischen Hauptstaatsarchiv einen willkommenen Anlass, über die Geschichte des Waldes und den Umgang des Menschen mit dem Wald als Nahrungs- und Ressourcenquelle nachzudenken und sich dabei auch mit dem Begriff »Nachhaltigkeit« auseinanderzusetzen. Dieser wird erstmals 1713 in der »Sylvicultura oeconomica« des sächsischen Berg-Hauptmanns Hans Carl von Carlowitz im forstlichen Zusammenhang gebraucht. Gemeint war damit die Forderung, nicht mehr Holz zu schlagen als nachwächst. Die daraus resultierende Entwicklung einer nachhaltigen Holzwirtschaft ist eine wichtige kulturelle Errungenschaft, die auch in zahlreiche weitere Lebens- und Wirtschaftsbereiche Eingang gefunden hat.

Mit dem Wald Staat machen

Bayern ist das walddreichste Bundesland der Bundesrepublik Deutschland. Mit 2,5 Mio. Hektar Wald ist ein Drittel der Fläche bewaldet. Dreißig Prozent des Waldes befinden sich in Staatsbesitz, fast siebzig Prozent sind Privat- und Körperschaftswald. Ein verschwindender Teil nur befindet sich in Bundesbesitz. Infolge der Säkularisation 1803 und der politischen Veränderungen der napoleonischen Zeit mit dem Gebietszuwachs in Franken und Schwaben vermehrte sich der landesherrliche Waldbesitz in Bayern zu Beginn des 19. Jahrhunderts enorm: Innerhalb weniger Jahre hatte sich der königliche Waldbesitz um etwa zwei Drittel auf 800 000 Hektar vergrößert – dies entspricht in etwa auch der Größe des Staatswaldes heute. Die Verwaltung und Bewirtschaftung dieser gewaltigen Waldfläche gelang nur mit Hilfe von Verwaltungsreformen und einer planvollen Forstwirtschaft.

Als Beitrag zum Internationalen Jahr der Wälder zeigt das Bayerische Hauptstaatsarchiv unter dem Titel »WaldGeschichten – Forst und Jagd in Bayern 811-2011« in Zusammenarbeit mit einem P-Seminar des Gymnasiums Ottobrunn und dem Bayerischen Staatsministerium für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten eine alle Sinne ansprechende Ausstellung.

ZU SEHEN, ZU hören und zu fühlen gibt es eine ganze Menge. Die Schülerinnen und Schüler des Gymnasiums Ottobrunn setzten bei der Gestaltung ihres Themas »(M)ein Tag im Wald« überwiegend auf das haptische und sinnliche Erleben. Um einen Hochsitz herum gruppiert sich eine Reihe von Fühlkästen mit Zapfen, Moos und Laub, es gibt beispielsweise eine Hörstation mit Vogelstimmen und Geräuschen des Waldes, eine Sammlung von kleinen Wildtieren und Pilzen oder eine Baumscheibe, auf der die Jahre markiert sind, die im Erleben der Schülerinnen und Schüler von Bedeutung waren.

»-reuth« kommt von Roden

Ein weiterer großer Teil der Ausstellung ist der wechselvollen Geschichte des Waldes in Bayern und seiner Nutzung durch den Menschen gewidmet. Zehn abwechslungsreiche Themenblöcke reichen von der frühen Besiedlung und Rodung der Urwälder bis hin zur nachhaltigen Bewirtschaftung des Waldes im 21. Jahrhundert. Der Auftakt beschäftigt sich mit dem königlichen Bannwald und dem Landesausbau im Mittelalter. Hier liegt der Schwerpunkt auf dem Nürnberger Reichswald, dem »Steckerleswald«. Die Geschichte des Reichswalds wird mit wertvollen Urkunden, Handzeichnungen und Plänen

anschaulich illustriert. Gleichzeitig kommen aktuelle Bezüge zum Tragen: Wer weiß schon, dass es in Bayern 627 Orte gibt, deren Name auf eine Rodung (...reuth) zurückgeht oder dass der Familienname Roider auf einen Teilnehmer bei Rodungsarbeiten verweist.

Durch die Lappen ging Kurfürstin Maria Amalie nichts

SPANNEND UND ABWECHSLUNGSREICH werden die barocke Jagdlust und die Jagd als fürstlicher Zeitvertreib vorgestellt. Bis der Adel das Ziel des exklusiven Jagdrechts erreicht hatte, war ein langer Weg zurückzulegen. Dieses musste gegenüber den Untertanen erst behauptet werden. Das war nicht einfach, denn der Volksmeinung nach galten wilde Tiere als herrenloses Gut, an dem sich jeder freie Mann nach Belieben bedienen durfte. Wurde im Mittelalter überwiegend das alleinige hohe Jagdrecht der Fürsten durchgesetzt, d.h. die Jagd auf Hirsche, Rehe und Wildschweine, so war das Vorrecht der niederen Jagd, also das Schießen von Füchsen, Hasen oder Fasanen, nicht so einfach zu zementieren. Neben der Versorgung der adeligen Küche mit Fleisch war die Jagd im Barock auch ein gesellschaftliches Ereignis. Aufgrund der Entwicklung der Waffentechnik war nicht mehr ausschließlich die Geschicklichkeit des Jägers gefragt. Zu einer landesherrlichen Treibjagd eingeladen zu werden, war in höfischen Kreisen eine besondere Auszeichnung. Bei der Treibjagd wurde das Wild durch Treiber in Schneisen getrieben, die mit Lappen eingefasst waren – daher auch die Redewendung »durch die Lappen gehen« für eine verpasste Chance. Sehr anschaulich ist dies im Nymphenburger Park an der Lichtung vor der Amalienburg zu sehen. Kurfürstin Maria Amalie stand auf der Dachterrasse und erlegte mühelos das Wild, das vor dem Schloßchen zusammengetrieben wurde.

Nach der Revolution von 1848 wurde das Jagdprivileg des Adels aufgehoben und das Jagdausübungsrecht an Grundbesitz gebunden. Im 19. Jahrhundert verschob sich die Jagd von einer privilegierten Einrichtung mit Selbstdarstellung zum gelegentlichen Freizeitvergnügen im Kreis von Freunden. Gegen Geld konnten nun auch Bürgerliche legal auf die Jagd gehen, was sie dann auch in großem Umfang taten. Im 21. Jahrhundert dominieren die Aspekte Nachhaltigkeit, Schutz des Wildes und seines Lebensraumes sowie Wildbestandsregulierung zum Interessenausgleich. Heute spielt die Hege des Wildes eine gleichberechtigte Rolle neben dem Schießen. Auch Wildtiere leben in einer vom Menschen gestalteten Kulturlandschaft, die sich immer wieder verändert.



oben Für den Forstdienst passend uniformiert? Entwurf für die Galauniform eines königlichen Forstwärters aus dem Jahr 1804.

daneben Es brauchte viel Holz für ein Bürgerhaus: Das 1678 angefertigte Modell eines Fachwerkhäuses aus der Modellkammer der ehemaligen Reichsstadt Regensburg zeigt die kunstfertige Verarbeitung von Holz im Fachwerkbau.

rechts Ein Jagdabenteuer des Kurfürsten Karl Albrecht: Bei einem Jagdausflug stürzte Kurfürst Karl Albrecht während der Sauhatz in die Würm. Der Hofmaler Peter Jakob Horemans hielt das Ende des Abenteurers 1738 auf einem Gemälde fest. Es zeigt Karl Albrecht, wie er eben wieder ein Paar seiner eigenen Stiefel anlegt.



© Bayerisches Hauptstaatsarchiv (Außenministerium 70696) | Museen der Stadt Regensburg | Bayerische Verwaltung der staatlichen Schlösser, Gärten und Seen, (Nymphenburg, Amalienburg G 26)

Von Schwarzgehern und Freischützen

DER MYTHOS WILDEREI entstand im 19. Jahrhundert. Wilderer beriefen sich nach wie vor auf das germanische Rechtsempfinden, dass Wild herrenloses Gut sei. Die »Schwarzgeher« jagten heimlich, teils aus Selbsterhaltungsgründen, häufiger jedoch aus Jagdleidenschaft und wegen der gesellschaftlichen Anerkennung. Die Geschichten und Mythen über Wilderer sind Legion, aber stimmen sie auch? In der Ausstellung des Bayerischen Hauptstaatsarchivs werden historische Fakten mit Erzählungen und Wildererliedern verglichen: Ein Video zeigt Wilderei heute mit Geländewagen, Nachtsichtgerät und Präzisionsgewehr; eine komplette Wildererausrüstung mit Stutzen, Messern, Kugelzangen und einer Holzmaske zum Verbergen des Gesichts stammt aus der Zeit um 1800.

Das hölzerne Zeitalter

Die Kultur der vorindustriellen Zeit war so sehr auf Holz als Brenn-, Bau- und Werkholz angewiesen, dass die Epoche vor 1800 auch als »hölzernes Zeitalter« bezeichnet wird. Der Begriff geht zurück auf den Wirtschaftshistoriker Werner Sombart (1863-1941). Seine Studien über den europäischen Frühkapitalismus basierten auf der Überlegung, dass die natürliche Umwelt die Grundlage des Lebens darstelle und die menschliche Kultur von ihrem Umgang mit den natürlichen Ressourcen geprägt sei; Überlegungen, die nicht an Aktualität verloren haben. Im alten Bayern war die Vergabe von Bauholz obrigkeitlich reglementiert und richtete sich nach der sogenannten Hausnotturft, dem unabwiesbaren Eigenbedarf. Als Bauholz verwendete man vor allem Eichen, Tannen, Fichten und ab und zu auch Lärchen. Eichenhölzer hielten aufsteigender Feuchte länger stand als Weichhölzer und wurden daher bevorzugt für die unterste Balkenlage verwendet. In der Ausstel-

lung illustriert das Modell eines Fachwerkhäuses aus der ehemaligen Reichsstadt Regensburg von 1678 den hohen Holzverbrauch und die weit entwickelte Fertigkeit bei der Errichtung einer ausgefeilten Fachwerkkonstruktion. Erst in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts reduzierte sich die Verwendung von Holz im Bau auf Böden, Decken, Innenausbau und das Dachgebälk – die hohen Prämien der Feuerassekuranz für Holzbauten beschleunigten diese Entwicklung entscheidend.

EINE GROSSE HERAUSFORDERUNG war im 18. Jahrhundert die Versorgung der Bevölkerung und der Großverbraucher Saline und Montanbetrieb mit Brennholz. Die Vorräte der siedlungsnahen Wälder waren weitgehend erschöpft, das Holz musste aus entlegenen Waldgebieten herbeigeschafft werden. Am einfachsten geschah dies auf dem Wasserweg. Flößerei und Trift hatten Hochkonjunktur. Zur Versorgung der etwa 36 000 Menschen, die 1791 in der Residenzstadt München lebten, wurden jährlich 205 633 Ster Holz herbeigeschafft.

Neben der Beschaffung von Brenn- und Bauholz nutzte die Bevölkerung alle Rohstoffe, die der Wald enthielt. Es entstanden heute untergegangene Berufe wie beispielsweise Pechler, Pottaschesieder, Rindenschäler. Sie erzeugten Produkte, die

in der vorindustriellen Zeit nicht synthetisch hergestellt werden konnten und als Rohstoffe unentbehrlich waren. Aus Baumharz erzeugten sie Pech zum Abdichten von Bierfässern oder aus Holzasche Pottasche, die bei der Glasherstellung benötigt wurde.

BIS WEIT IN das 18. Jahrhundert konnte die Landwirtschaft auf die Nutzung des Waldes nicht verzichten. In den Perioden, in denen die Felder für das Vieh gesperrt waren, weil das Gras heranwachsen musste, um als Heu für das Winterfutter geerntet zu werden, trieb man das Vieh in den Wald. Im Herbst ließ man die Schweine zur Eichelmast in den Wald und holte von dort auch das Laub für die Einstreu. Dies führte zu einem Entzug von Nährstoffen und schädigte den Wald langfristig. Mit einer nachhaltigen Nutzung war dies nicht vereinbar. Trotzdem gelang die endgültige Entflechtung von Land- und Forstwirtschaft erst im 20. Jahrhundert.

Der Wald als Sehnsuchtsort

»Auf der Suche nach der blauen Blume«: Unter diesem Titel greift die Ausstellung die wichtige Frage auf, woher unsere im Allgemeinen doch etwas romantisierende Vorstellung vom Wald kommt. Es war, wie nicht anders zu erwarten, vor allem die Romantik, die genug hatte vom »Gugu-Pamperln und der Schnig-Schnag-Schnur«, der verspielten Lebensart des Adels im Rokoko, und die sich von der Maxime der Aufklärung, nämlich der von Vernunft bestimmten Wirklichkeit, distanzierte. Die Romantik sah die Welt als ein rätselhaftes, geheimnisvolles, von der Vernunft nie ganz erfassbares und berechenbares Wesen. So machten sich die Romantiker auf die blaue Blume zu suchen, das Symbol der Erlösung und Unendlichkeit. Sie fanden sie in den Märgen, den Sagen, den alten Bauwerken und ... im Wald. Dieser war das Idealgelände, das es auf der Suche zu durchqueren galt. Eine wahre Fülle von Liedern, Gedichten, Oden, Romanen, Theaterstücken und Opern entstand unter dem Eindruck der neuen Geisteshaltung: »Der Freischütz« von Carl Maria von Weber, »Heinrich von Ofterdingen« von Novalis, die Sammlung malerischer Burgen der bayerischen Vorzeit von Domenico Quaglio und viele andere. Nicht zu vergessen die Märchensammlungen, von denen ja viele im Wald spielen, man denke an Hänsel und Gretel oder Rotkäppchen. Das romantische Bild des Waldes als schützenswerter Kraftbrunnen und Gegenpol zur überfrachteten Geschäftswelt gelangte über die Vorstellungswelt Richard Wagners (Parzival) und Friedrich Nietzsches bis in die politischen Debatten um das Waldsterben in unser Jahrtausend. Anschaulich illustriert wird diese Thematik durch Bühnenentwürfe für Theaterstücke und Opern, durch illustrierte Märchenbücher und kindgerechte Bastelbögen. Ganz im Zeichen der Romantik stand auch das wiedererwachte Interesse des 19. Jahrhunderts an ländlichen Holzbauten im »Gebirgsstyl« – dem König Ludwig I. hohe formale Qualitäten bescheinigte. Diese Form des reinen Holzbaus, auch Schweizerhäuser genannt, stieß zuerst auf große Sympathie beim Adel und brachte in der Folge eine große Anzahl von bürgerlichen Sommerfrischebauten im Umland Münchens hervor.



Der Bayerwald als alter neuer Urwald

Der »Bayerische Wald« als Paradebeispiel eines »Urwaldes« darf in einer Ausstellung über den Wald nicht fehlen – die Nutzung des erst im ausgehenden Mittelalter besiedelten Waldgebiets durch den Menschen, seine Ausbeutung für die Glasindustrie und die zahlreichen Wiederaufforstungen werden eingehend thematisiert. Plastisch illustriert wird die Nutzung des Bayerischen Waldes mit einem Diorama der Spiegelauer Waldbahn und einem Original-Truck, auf dem ehemals Meterscheite transportiert wurden. Besonders Raum nimmt die Entstehungsgeschichte des Nationalparks ein. Nachdem bei den Anrainern lange Jahre, vor allem wegen der Borkenkäferplage, heftiger Widerstand gegen den Nationalpark vorherrschte, scheint man sich mittlerweile mit dem naturbelassenen Waldgebiet angefreundet zu haben. Die Auswilderung bereits ausgestorbener Tierarten wie dem Auerhahn scheint den Befürwortern endgültig Recht zu geben.

IN EINEM AUSBLICK geht die Ausstellung auf die Fragen ein, die viele Menschen heute bewegen: Welches Klima wird in Bayern in Zukunft herrschen? Welche Auswirkungen für Pflanzen, Tiere und Menschen sind zu erwarten? Es werden Klimaaufzeichnungen aus der Vergangenheit erläutert und in Zukunftsszenarien mögliche Konsequenzen unseres Verhaltens aufgezeigt.

links Waldungen in Wagner-Opern. Bühnenbild von Paul von Joukowsky sowie von Max und Gotthold Brückner für die Uraufführung des »Parzival« in Bayreuth 1882.
unten Auf die Gams. Wildererausrüstung bestehend aus Stutzen, Kugelzange, Hirschfänger, Holzmaske, Pulverfässchen aus der Zeit um 1800.
darunter Folgen des Klimawandels – Schneefernerhaus heute, simulierte Ergrünung bei 3° C Erwärmung, simulierte Erosion und Steinschlag.



© München, Deutsches Theatermuseum (Inv.Nr. Sig. AK 1670 f. F. 1732) | Bayerisches Hauptstaatsarchiv München (Exponate Golling, Museum Burg Golling) | Foto/Montage: Prof. Dr. Annette Menzel und Christina Schuster

Archivdirektor **Dr. Christoph Bachmann** leitet die Abteilung Neuere Bestände ab 1800 des Bayerischen Hauptstaatsarchivs München.
Archivoberrätin **Dr. Elisabeth Weinberger** ist Stellvertretende Abteilungsleiterin des Geheimen Hausarchivs am Bayerischen Hauptstaatsarchiv München.

WaldGeschichten – Forst und Jagd in Bayern 811-2011.
Eine Ausstellung des Bayerischen Hauptstaatsarchivs vom 31. März-31. Mai 2011 in den Ausstellungsräumen an der Ludwigstraße 14;
geöffnet Sonntag bis Freitag 10-18 Uhr, kostenlose öffentliche Führung Donnerstag 17.00 Uhr, kostenlose Gruppenführungen auf Anfrage unter 089.28638-2575. Vom 3. Juli-11. November wird die Ausstellung im Freilichtmuseum Glentleiten gezeigt. Zur Ausstellung erscheint ein reich bebildeter Katalog.



DEPESCHE AUS DER VILLA CONCORDIA

ABSCHIED VON BRATEN UND BACALAU –

Das Künstlerhaus in Bamberg verabschiedet seinen deutsch-portugiesischen Jahrgang

Liebe Leserin, lieber Leser,

viel Portugiesisch hat Bamberg nicht gelernt, dafür hat die Zeit freilich nicht ausgereicht. Was Bamberg aber kennengelernt hat, sind fünf Persönlichkeiten, die für verschiedene Richtungen in der Kunst in Portugal stehen. Literarisch hat sich uns das Land in den Beschreibungen von Mythen und alten Dorfriten in magisch-realistischer Art durch Jose Rico Direitinho erschlossen. Die möglichen Grauen der Realität und die der Geschichte lagen in und zwischen den Zeilen der frischgebackenen PEN-Preisträgerin Dulce Maria Cardoso. Musikalisch wurden uns die Gehörgänge geweitet, die Sinne geschärft durch die Kompositionen für Elektronik von Luis Antunes Pena. Filmische Aufarbeitungen einzelner Aspekte der Salazar-Thematik hat uns Filipa Cesar gezeigt und uns in ihrer Ernsthaftigkeit, reichen Intellektualität herausgefordert. Noch bis zum 11. März zeigen wir die vielleicht intensivste Auseinandersetzung eines Stipendiaten mit seinem Bamberger Zuhause-auf-Zeit: Joao

Leonardo präsentiert neueste Werke, die sich alle um den Rest-Stoff, das Suchtmittel, den »raschen Flirt«, die Zigarette. Die Abertausende von Zigarettenstummeln sind allesamt Bamberger Herkunft. Ich schreibe an dieser Stelle ausführlich von den portugiesischen Künstlern, die das Internationale Künstlerhaus Villa Concordia beherbergen durfte. Dies tue ich, weil wir nicht bei allen die Gelegenheit haben werden, Lebenswege weiter mitzuverfolgen, künstlerische Entwicklungen nachzuzeichnen. Unsere deutschen Gäste, die die Auszeichnung des Bayerischen Staats mit einem Aufenthaltsstipendium von 11 Monaten angenommen haben, bleiben alle irgendwie näher, erreichbarer, eine sogar bewusst in Bamberg. Viera Janarcekova hat sich in die Arbeitsruhe, die die Stadt vergönnt, verliebt. Mit Sicherheit werden wir in den Feuilletons lesen von: Susanne Röckel und Kurt Kreiler, die Wand an Wand literarisch gewirkt haben, Paul Engel, der uns mit seinen musikalischen Improvisationen in bester Erinnerung bleiben wird. Sicherlich werden wir von Laura

PREIS

ARTOURO – BAYERISCHER TOURISMUSARCHITEKTURPREIS

Bewerbungsfrist: 31.07.2011, 24.00 Uhr

In Zeiten sich wandelnder Urlaubs- und Freizeitgewohnheiten eines urbaner werdenden, zunehmend internationalen Publikums kommt der Tourismusarchitektur eine immer größere Bedeutung zu. Die Ansprüche an Gestaltung und Design nehmen immer mehr zu. Die Gäste verlangen heute ein differenziertes Angebot, das auch in seiner Ästhetik und Funktionalität immer höhere Ansprüche erfüllt. Eine attraktive Gestaltung und ein ansprechendes Design erhöhen die Erlebnisqualität und können im Idealfall selbst touristische Anziehungspunkte sein. Das Bauen für Gäste ist dabei nicht allein auf Hotel- und Gastronomiebetriebe beschränkt, sondern umfasst alle Aspekte der touristischen Freizeitgestaltung – von Wellness- und Gesundheitseinrichtungen bis hin zu Freizeit- und Kultureinrichtungen. Daher hat das Bayerische Staatsministerium für Wirtschaft, Infrastruktur, Verkehr und Technologie in Kooperation mit der Bayerischen Architektenkammer und

der BAYERN TOURISMUS Marketing GmbH 2011 einen Preis ausgelobt. Dieser Preis, der bislang in Deutschland einmalig ist, soll architektonischen Mut und Weitsicht würdigen sowie ein Anreizsignal für die beiden Bereiche Tourismus und Architektur geben, noch stärker zu kooperieren. Zugleich soll auf die ökonomische, ökologische und soziale Bedeutung einer qualitativollen Tourismusarchitektur hingewiesen werden.

Bewerben können sich für den »artouro« Architekten und Bauherren architektonisch gelungener Objekte in Bayern, bei denen ein touristischer Nutzen vorliegt. In Frage kommen Objekte, die zwischen dem 01.01.2006 und 31.12.2010 fertiggestellt wurden. Die Bewerbungsunterlagen können ab dem 10.03.2011 ausschließlich über die Homepage <http://www.artouro.byak.de> eingestellt werden. Hier sind auch die Teilnahmebedingungen im Detail zu erfahren.

IMPRESSUM

© Copyright:
Bayerisches Staatsministerium
für Wissenschaft, Forschung und Kunst
Salvatorstraße 2 | 80333 München
ISSN 1432-6299

Redaktion:
Toni Schmid (verantw.)
Dr. Elisabeth Donoughue
Silvia Bachmair (Adressenverwaltung)
silvia.bachmair@stmwfk.bayern.de
Telefon: 089 . 21 86 22 42
Fax: 089 . 21 86 28 13

aviso erscheint viermal jährlich.

Titelbild: © A. Sharma, fotolia.com (Auflösung:
www.sms-gallery.com/sms-kuerzel.html)

Gestaltung:
Gisela und Walter Hämmerle
Atelier für Gestaltung | 84424 Isen
www.atelier-haemmerle.de

Gesamtherstellung:
Konrad Triltsch -
Print u. digitale Medien GmbH
Postfach 1560 | 97197 Ochsenfurt
mail@triltsch.de

Konjetzky hören, die den wohl gehüteten Flügel der Universität Bamberg zum Klingeln gebracht hat. Und Andreas Feist und Matias Becker, die in die räumliche Strenge der barocken Umgebung eingegriffen und uns neue Perspektiven eröffnet haben, werden gerade bereits wieder in Ausstellungsprojekten gezeigt. Vor ein paar Tagen ist eine echte deutsch-portugiesische Co-Produktion in unser Haus geboren worden: Elisa. Das gesunde Mädchen ist den stolzen Eltern wohl die tiefste Erinnerung an ihr Bamberger Jahr und uns in der Villa ist es Freude und Wehmut zugleich, ein Jahr zu beschließen, Aufbruch zu stützen und das Haus neu zu bereiten für die neue Riege an Ausgezeichneten. Diesmal kommen die Gäste aus Island und Deutschland und wir werden Fragen nach Eisbären und Eisbein stellen und beantworten.

Viele Grüße aus der Villa Concordia,

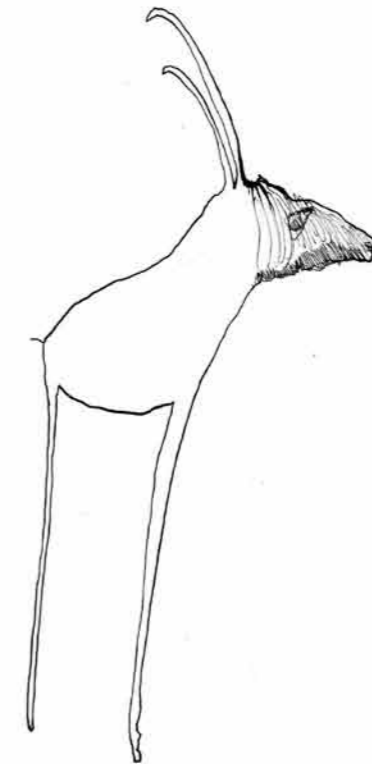
Ihre

Nora-E. Götz

© Jörg Tölzel



Gerne trugen grazile Gazellen großes Gehörn



aviso 12/009
 Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst in Bayern

WILHELM VORSEHNUNG BETRACHTET EIN COLLOIDENZENT // EVA DEJINE BAUM SCHMAUST BEIM WEDRAUSREINEN // DIETER HANTZSCH PORTRÄTIERT NIKOLAUS BACHLER // ECKHARD HENSCHIED SCHATZT CHRISTIAN GRIMMHAUSEN



LAUT - LEISE

aviso 2/009
 Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst in Bayern

JOSEF REICHHOLF KLART ÜBER DIE VORTEILE DER STERBLICHKEIT AUF // ALFRED GRIMM FÜHRT DURCH EIN PARADISUM DER LUST AM NORDSEE // HERMANN UNTERSTÖGER ERÖFFNET UNS EINEN NEUEREN HIMMEL BLICKEN // RAIMUND WÖRNICH ZEIGT WIE ZU ALLES SO MANCHES UNSTERBLICH WIRD // DIETER HANTZSCH PORTRÄTIERT ARMIN ZWEIFEL // CHRISTIAN DEMAND REFLEKTIERT ÜBER DAS VERHÄLTNISS VON KUNST UND POLITIK



UNSTERBLICHKEIT

aviso 3/009
 Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst in Bayern

MICHAEL MITTERHAER DEUTET DEN SINN VON FAMILIENRITUALEN // CHRIS DECONO STIMMT EINE HYMNE AUF DIE KUNSTSTADT MÜNCHEN AN // ROSWIN FINKENZELLER RUFT UND EIN SCHREDDIGES 'HALLO- ZU // JOSEF REICHHOLF ERKLÄRT RITUALE AUS EINEM TIERREICH // ECKHARD HENSCHIED ÜBER NICHOLAS CAUSES VERGÄNGLICHE LEIDERSCHAFT FÜR BURD NEIDSTEIN



RITUALE

aviso 4/009
 Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst in Bayern

KLAUDS PODAK HÄT UNS, DAS STREITEN ZU ÜBER // WILFRIED STROH ZEIGT, WIE SICH SCHON DIE HELDEN DER ILIAS NACH STICH UND FADEN BELEIDIGTEN // ROSWIN FINKENZELLER HALT WENIG VON STREITVERMEIDEN // MARTIN WÖRNICH WÜRDEIT DEN STREITFREUDIGEN ECKHARD HENSCHIED, DER MIT DEM JEAN PAUL FREUD ZWIS AUSGEZEICHNET WURDE // WIM WENDERS LÄSST ÜBER DAS OPHIEE IN REGENBURG NICHT MIT SICH STREITEN



DIE KUNST DES STREITENS

aviso 1/2010
 Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst in Bayern

SVEN GRAMPP FOLGT DER AMEISENSTRASSE DES ERFOLGS // HANS-JOACHIM BUNGARTZ DROSELT ELTÄRE GEWES AUF // THOMAS NACHREINER LIEBT FAHRTEN IM DIGITALEN GEGESTRUPF // MARTIN NEZSCHERA SURFT AUF DER COUCH // GÜNTER WEISS UND MARTIN FAUSTHOF REISEN DURCH DIE WELTEN DER BAYRISCHEN FORSCHUNGSBEREICHE // KOON JOHANNES GREIFL SPIELTE BEIM SCHNELL-WIRT IN AMBERG



NETZWERKELN - EVERYTHING IS CONNECTED

aviso 2/2010
 Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst in Bayern

JOSEF H. REICHHOLF ERKLÄRT DEN SPIELTRIEB DES HOMO LOQUENS // TOM WERNECK ERFINDET SPIELE // HELMUT SAIZBER NUTZT COMPUTERSPIELE FÜR DIE WISSENSCHAFT // NORA COMPIENGER FREUT SICH AUF DIE VILLA CONCORDIA // HELMUT SCHWABE BEWAHRT ÜBER SPIELZEUG IN FRANKEN // DIETER HANTZSCH PORTRÄTIERT KLAUS SCHREINER // PIANO PAUL HALT ANSCHAULICHERN UNTERRICHT // ECKHARD HENSCHIED BEOBSACHTET



SPIELEN

aviso 3/2010
 Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst in Bayern

CHRISTIAN STROCK PRÜFT BEKANNTVERGESSEN PASSIONEN // ANDREAS TÖNNERMANN ERKLÄRT DIE ENERGIE DES LASERS // HERMANN UNTERSTÖGER LÄSST LICHTGESTALTEN FUNKELN // GERO LEUCONS BETREIBT PHYSIK DES LICHTS // JOSEF H. REICHHOLF ERÖFFNET SICH INS DUNKEL // MONTRUD COMPIENGER BELEUCHTET KONKRET KUNST IN BERLIN // RICHARD LOBEL ZEICHNEN RADIESTR



LICHT

aviso 4/2010
 Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst in Bayern

ALIA TRIDANOW FREUT SICH AUF DAS LITERATURFEST MÜNCHEN // DIETER REHM DRÖCKT GERN DRUF // OLIVER JANRAUS BEICHT EINE LAZNE FÜR DIE BILDGABE-REFORM // HANS-JOACHIM BUNGARTZ NÄGT WESPEDER AB // CHRISTOPH WAGNER HAT BERHOLD FÜRMEYER WIDERENTDECKT // MATHEU WELLMER ZEITET NEUE PERSPEKTIVEN DER THESESCHWEIZE // ROSAMNE FRANKEN PUFPERNBUCKEL // PETER ENGEL BEZIEHT SONNENWERTUNGSSCHÄTZEN



BILDUNG

aviso 1/2011
 Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst in Bayern

ROSWIN FINKENZELLER ANGIERT SICH ÜBER ANGESCHREMMTES // WALTER GRASSKAMP ERKLÄRT KUNSTWITZE // MAX WYFFELER FINDET IN DER MODERNEIN WENIG WENIG ZUM LACHEN // MICHAEL TIEBE LICHT DEN STRECKEN WEG // BARBARA WILD BETRACHTET HUMOR HERRNPSYCHOLOGISCH // MARIA GAZZETTI FREUT SICH AUF LYRIK IN MÜNCHEN // RAIMUND WÖRNICH ERLEBET DIE GEDANKEN NEU EIN // DIETER HANTZSCH PORTRÄTIERT KARL-HEINE HOFFMANN



TROTZDEM: LACHEN

aviso erscheint viermal im Jahr. Nähere Informationen finden Sie unter www.wissenschaftsministerium.bayern.de/Mediathek/Mediathek.aspx
 Bei Interesse an einzelnen Heften wenden Sie sich bitte an die Redaktion (Impressum S. 50).